UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsches Land und Volk:
9. Heft.

Deutsches Land und Volk

Herausgegeben
von
Rektor Dr. Wohlrabe.

9. Heft: **Links und rechts vom Rhein.**

.....

Halle a. S.
Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H.

IG.C
RA695

Links und rechts vom Rhein

in Lied, Spruch und Prosa-Schilderung.

Buchschmuck von **Heinrich Kopp.**

10298
28/6/

Inhalt.

Wasgau und Pfalz.

A. Lyrisches.

		Seite
Gruß an das Elsaß	(E. Stöber)	2
Der Wasgenstein (1867) [„Gaudeamus“]	(V. v. Scheffel)	3
Wasgau und Schwarzwald	(A. Stöber)	5
Das Steintal	(A. Stöber)	5
Straßburger Münster	(Daniel Hirtz)	7
Auf dem Straßburger Münster	(A. Stöber)	8
Waldgruß [„Gedichte“]	(Friedrich Lienhard)	9
Hochlandsdorf [„Wasgaufahrten“]	(Friedrich Lienhard)	9
Prolog zur Einweihung der Hohkönigsburg	(Friedrich Lienhard)	10
Lothringer Weinlese [„Daheim“]	(Elisabeth Gnade)	12
Trifels [„Gaudeamus“]	(V. v. Scheffel)	13
Warum's die Palz heeßt	(Gustav Gutmann)	14
Bleib im Land und nähr dich redlich	(Max Barack)	15

B. Didaktisches.

Sprüche		17
Hauswappen	(W. H. Riehl)	18
Pfälzer Wirtshausspruch		19
Burgenreichtum im Elsaß [„Skizzen a. d. Elsaß“]	(V. v. Scheffel)	19
Hohkönigsburg [„Alldeutschland“]	(A. Trinius)	20
Wasenburg [„Wahrheit und Dichtung“]	(Goethe)	21
Odilienberg [„Wahrheit und Dichtung“]	(Goethe)	21
Friedr. Lienhard als Landschaftler [„Deutsche Heimat“]		22

C. Prosa-Schilderungen.

I. Wasgaufahrten.

Die Westmauer der Oberrheinischen Tiefebene [„Das deutsche Land“]	(Daniel-Volz)	23
Eine Sennerei in den Hochvogesen [„Die Landjugend“]	(Schmidt-Brädikow)	25

Seite

Odilienberg [„Wasgaufahrten“] . . . . . (Friedrich Lienhard) 28
Kaiserrede zur Einweihung der Hohkönigsburg 32
Schauplatz der Schlacht bei Wörth [„Grenzboten“] . . . . . (Friedrich Ratzel) 34
Von Weißenburg bis Metz [„Grenzboten“] (Otto Raemmel) 37

II. Aus der Pfalz.

Der Dom zu Speyer [„Deutsche Kunstgeschichte“] . . . . . (H. Knackfuß) 41
Die Pfälzer [„Deutsches Volkstum“] . . . . (A. Kirchhoff) 43
Durch die pfälzische Hardt [„Sommerfahrten“] . . . . . (H. Hansjakob) 46

Schwarzwald und Odenwald.

A. Im Lied.

Wie jung Werner in den Schwarzwald einreitet [„Der Trompeter von Säkkingen“] (V. v. Scheffel) 52
Auf dem Schwarzwald . . . . . (Wilhelm Jensen) 54
Schwarzwald . . . . . (Hermann Hesse) 56
Der Schwarzwald [„Gedichte“] . . . . . (M. v. Schenkendorf) 56
Alemannia „Gesammelte Dichtungen“ . . . (Ludwig Eichrodt) 58
Von Badenweiler zum Hochblauen . . . . (Adolf Stöber) 59
Lenzesnacht [„Amaranth“] . . . . . (Oskar von Redwitz) 61
Frühlingslied von der Bergstraße [„Die Landjugend“] . . . . . (Fr. Pfaff-Freiburg) 62
Mummelsees Rache . . . . . (A. Schnezler) 63
Die Geister am Mummelsee . . . . . (Eduard Mörike) 64
Das Schloß zu Baden [„Gedichte“] . . . . (M. v. Schenkendorf) 65
Rüppurr bei Karlsruhe [„Gedichte“] . . . . (M. v. Schenkendorf) 66
In der Erdmannshöhle [„Der Trompeter von Säkkingen“] . . . . . (V. v. Scheffel) 67
Die Römerschanze [„Gedichte“] . . . . . (Martin Greif) 68
Hohentwiel [„Abnoba“, Lieder und Bilder vom Schwarzwald] . . . . . (Robert Haaß) 68
Heidelberg im Lied 71
Ans Land Baden [„Vaterlandsgesänge“] . . (Heinrich Vierordt) 74

Abendstimmung im Odenwald [„Türmer“] . (K. Herm. Müller) 76
Odenwaldpreis . . . . . (Verf. unbekannt) 77
Besuch in Wertheim [„Vaterlandsgesänge“] . (Heinrich Vierordt) 77
Siegfried im Odenwald [Siegfriedsage“] . . (W. Jordan) 79
Geisterschlösser . . . . . (Ludwig Eichrodt) 82
Der wilde Jäger im Odenwalde [„Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen“] . . . . . (A. Schreiber) 83

Seite

Es steht ein Baum im Odenwald . . . . . (Volkslied) 85
Mein Odenwald . . . . . (Karl Schäfer) 86

B. Spruch und Spruchartiges.

Lob der Bergstraße [„Der Odenwald“] . . (A. Kleinschmidt) 89
Aussicht vom Melibokus . . . . . (A. Kleinschmidt) 89
Züge aus dem Schwarzwälder Volkstum . (H. Sohnrey) 90
Der Schwarzwälder im Breisgau . . . . . (Joh. P. Hebel) 93
Hornberger Schießen 94
Die „Vier Waldstätte“ 94
Lob des Markgräfler Lands 94
Frauentracht der „Markgräflerinnen“ [„Die Wiese“] . . . . . (Joh. P. Hebel) 94
Hebels Geburtsort [„Durch den Schwarzwald“] . . . . . (Wilhem Jensen) 95
Hebels Alemannische Gedichte . . . . . (R. Reinick) 96
Das Brißgöw . . . . . (Sebastian Münster) 96
Baden-Baden . . . . . (M. Merian) 97

Spottvers aus dem bayerischen Odenwald . 98
Schwarzwald- und Odenwald-Nekar . . . . (H. Hansjakob) 98

C. Prosa-Schilderungen.

I. Schwarzwald.

Der Schwarzwald [„Die Natur“] . . . . . (Willi Ule) 100
Eine Fahrt ins Höllental [„Alldeutschland in Wort und Bild“] . . . . . (A. Trinius) 107
Rast vor einem Schwarzwälder Bauernhause (Georg Lang) 110
Bauernfastnacht im badischen Markgräflerland [„Dorfkalender“] . . . . . (Kornelie Maas) 113
Der Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses [Deutsche Kunstgeschichte] . . (H. Knackfuß) 115
Der Münsterturm zu Freiburg im Breisgau (Fr. Kugler) 117
Am Rheinufer zu Mannheim [Wanderungen und Bootfahrten durch Mannheims Hafengebiet] . . . . . (Peter Schnellbach) 119
Die Weinsage vom Bodensee [Schneeballen vom Bodensee] . . . . . (Heinrich Hansjakob) 122
Der Isteiner Klotz [„Hugideo“] . . . . . (V. v. Scheffel) 124

II. Odenwald.

Striche zur Charakterisierung des Gebirges [„Der Odenwald und seine Nachbargebiete“] . . . . . (K. Kleinschmidt) 125

Seite

Des Volkes Eigenweſen [„Der Odenwald und ſeine Nachbargebiete“] . . . . . (Georg Schäfer) 130
Mosbach im Odenwald [„Sommerfahrten“] (H. Hansjakob) 132

Das Niederrheiniſche Schiefergebirge.

A. Im Lied.

Eifellied . . . . . (H. Freimuth) 136
Auf der Hohen Acht [„Gedichte“] . . . . . (G. Kinkel) 136
Auf der Höhe von Altenahr . . . . . (G. Kinkel) 138
Ahrtal [„Die Eifel“] . . . . . (E. Hektor) 139
Am Laacher See . . . . . (Wolfg. Müller) 140
Genoveva-Legende . . . . . (Th. Meurer) 140
Eifel-Mörder . . . . . (H. Freimuth) 142

Im Taunus . . . . . (R. v. Gottſchall) 142
Steinsdenkmal bei Naſſau . . . . . (H. Grieben) 142

Der Weſterwald . . . . . (Hangard) 142
Weſtfalenlied . . . . . (Emil Rittershaus) 144
Weſtfalenland . . . . . (Wolfgang Müller) 145

B. Spruch und Spruchartiges.

Aus Plauts und Hummels geographiſcher Spruchſammlung 147
Hunsrück und Rheintal . . . . . (A. Kirchhoff) 148
Eifel 148
Geologiſche Bedeutung . . . . . (Leopold v. Buch) 148
Abtei Maria-Laach . . . . . (Lübke) 149
Melodie der Echternacher Springprozeſſion 149
Das Maifeld [„Die Eifel“, 1900] . . . . . (W. Zander) 149
Der Name Venn . . . . . (W. Zander) 149
Weſterwald [Das Land] 150
Das bergiſche Land . . . . . (A. Rehbein) 150

C. Proſa-Schilderungen.

Das Niederrheiniſche Schiefergebirge [„Das deutſche Land“] . . . . . (Kutzen-Steinecke) 151
Die Eifel im Kreislauf des Jahres [„Die deutſche Landſchaft“] . . . . . (Clara Viebig) 154
Venn-Dürre [„Das Kreuz im Venn“] . . . (Clara Viebig) 157
Der Laacher See [Die Natur“, 1893] . . . (Heinrich Theen) 159
Malmedy [„Grenzboten“, 1901] . . . . . (Julius R. Haarhaus) 161
Das Römerlager Saalburg . . . . . (Carl Blümlein) 164

Wasgau
:und:
Pfalz
H.K.

A. Lyrisches.

Gruß an das Elsaß.

E. Stöber.

Den Berg hinab fährt sacht der Wagen,
o legt ihm nur den Hemmschuh an,
daß ich mein Elsaß mit Behagen,
nach Herzenslust betrachten kann.
Willkomm, ihr heimatlichen Täler,
beschirmt von hoher Berge Wall,
und ihr, der Vorzeit graue Mäler,
ihr sagenreichen Schlösser all!

Willkomm, ihr grünen Rebenhügel,
wo purpurrot die Traube schwillt,
wo unter heißer Lüfte Flügel
des goldnen Weines Feuer quillt.
Sieh, wie vom Himmel reich gesegnet
das weite Fruchtgefilde sprießt,
wo kaum ein Fleck dem Aug begegnet,
der nicht von Segen überfließt.

Und sieh die trauten Dörflein alle
von Obstbaumgärten rings umlacht,
die Städtchen dort mit Turm und Walle,
wo Bürgermut das Land bewacht.

Und sieh, wie dort im Abendglanze,
wo silbern blinkt des Rheines Strom,
aus Straßburgs altem Mauerkranze
gen Himmel ragt der schlanke Dom.

Und weiter siehst du dort erglänzen
des Rheines schillernd Silberband.
Ein Land, o ja, nicht scharfe Grenzen,
das ganze Rheintal ist e i n Land!
Ob jenseits andere Mächte thronten,
die Herzen blieben sich verwandt;
die hüben und die drüben wohnten,
sie reichen sich die Bruderhand.

Der Wasgenstein (1867). Viktor v. Scheffel.

Wer kennt im deutschen Grenzbezirke
des Weidmanns Lust, den Wasgauwald,
der einst den Völkern im Gebirge
gleich einer Gottheit heilig galt?
Bei Jagdhornruf und Hundebellen!
Wie zog's mit Hall und Schall zur Pirsch,
als noch an kressereichen Quellen
sich stolz geäst der Edelhirsch.

Wo sind die Jäger, die einst lachten,
wenn jener stritt im Brautturnier
daß die Gehörne weithin krachten?
Still geht der Lenz heut durchs Revier . . .
ein Pfad biegt von des Maimont Gipfeln
in ein elsassisch Waldtal ein,
und braunrot starrt aus grünen Wipfeln
der Doppelklotz des Wasgenstein.

Auf fünfzig mürben Sandsteinstufen
erklommen wir den Gipfel stramm
und grüßten laut mit Willkommrufen
des Himmels Blau vom schmalen Kamm.

Hocheinſam war's, die wilde Taube
entflob dem Neſt, vom Gruß verſcheucht.
Licht ſchien der Frühling rings im Laube
und ſeine Nebel wallten feucht.

Seltſam Gefühl auf ſolchem Riffe
von freiem Schweben ob der Kluft,
als wandle ſich die Burg zum Schiffe
und treibe ſchwankend durch die Luft:
Als Maſt der Turm mit hohen Küſtern
als Deck des Felskamms ſchmaler Horſt,
als Wellenſchlag des Hochwalds Flüſtern,
als Meer der weite grüne Forſt.

Hier in den lang verlaßnen Mauern,
die Moder weißlich überflog,
war's, daß der Urzeit heilig Schauern
noch einmal durch die Trümmer zog.
Ein Gang fuhr auf: — in fernen Tiefen
erſchienen drei von Reckenart,
die einen Heldenbergſchlaf ſchliefen,
dieweil den Tiſch durchwuchs ihr Bart.

Der Leib wies Narben eingeriſſen,
der Becher tauſendjähr'gen Wein.
D e m waren Stirn und Aug' zerſchliſſen,
d e m fehlt die Rechte — d e m ein Bein.
Krugtragend in der Schläfer Kreiſe
ſtund eine Jungfrau groß und ſchlank,
als ob ſie in Walkürenweiſe
erſt jüngſt gebracht den Labetrank.

Und im Gewölb erſcholl mit Dröhnen
ein Lied von fremd ureignem Klang,
das einer in gewaltigen Tönen
altfränkiſch zu der Harfe ſang:
Wie Held Waltari mit Hiltgunden
aus Hunnenland zum Rhein entritt
und mit den Beſten der Burgunden
am Wasgenſtein den Zwölfkampf ſtritt.

Dann war's als ob die Saiten ſchrillten:
„Wann kommt die Zeit? wann bricht der Traum?
wann greift ihr wieder nach den Schilden?
wann grünt des Reichs verdorrter Baum?“
. . . Doch Hiltgund ſchwieg. Die Recken ſchwiegen,
und alles ſchwieg . . . da kam ein Zwerg . . .
die Nebel ſah man dichter fliegen,
und mit Geknarr ſchloß ſich der Berg.

„Gaudeamus“.

Wasgau und Schwarzwald. A. Stöber.

Ihr Schwarzwaldberge, wie ſo nah,
wie ganz erſchloſſen liegt ihr da!
Ich ſeh' auf euren lieben Höh'n
die Schlöſſer alle leuchtend ſteh'n;
die Pfade ſeh' ich durch den Wald,
ahn' manche wandelnde Geſtalt.

Inmitten rauſcht der alte Rhein,
der ſagt: „Ihr müſſet Brüder ſein!
Und ſchau ich euch ins Auge klar,
ſo find' ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menſchen zwiſchen drin im Land,
ſo reicht euch denn die Bruderhand!

Das Steintal. A. Stöber.

Dort auf dem Hochfeld droben,
im dunklen Tannenforſt,
hat dräuend ſich erhoben
ein alter Tannenhorſt;
darinnen ſah man hauſen
Raubritter wild und keck,
die Herrn von Rathſamhauſen,
des Landes Fluch und Schreck.

Des ward man endlich Meister,
die Feste ward geschleift;
doch haben ihre Geister
noch lang das Tal durchschweift;
sie regten in den Bauern
heimtückisch Raubgelüst, —
ringsum ein diebisch Lauern,
die Felder wild und wüst.

So lag in Nacht und Grauen
dies Tal in Felsen drin,
verwildert alle Gauen,
verwildert jeder Sinn.
Nun ist's ein halb Jahrhundert,
daß Licht durchbrach die Nacht,
und alle Welt verwundert
die Rettung sieht vollbracht.

Wo einst verwachs'ne Wälder
und Moor und schlimm Getier,
da grünen Saatenfelder,
und Herden weiden hier.
Wo zwischen Felsenrücken
der Waldbach schießt dahin,
da führen feste Brücken
und sichre Straßen hin.

Wo jüngst noch Lust des Raubens
und finstre Geisteshaft,
da scheint das Licht des Glaubens
da wirkt der Liebe Kraft.
Wie hat sich, was verwildert
und wüst und öde war,
gelichtet und gemildert
so schnell und wunderbar?

Ist wieder aufgestanden
der heil'ge Columban,
der einst in allen Landen
hub Christi Predigt an,

bis vor dem Kreuzesſtamme
erlagen Drach' und Wild,
bis vor dem Gotteslamme
die Herzen wurden mild?

Ja, ſolch ein Gottesbote,
ja, ſolch ein Glaubensheld
hat jüngſt aus Nacht und Tode
gerettet Volk und Feld;
er hat das Kreuz errichtet
in ſeiner Wundernacht,
bis alles war gelichtet,
und jedes Herz erwacht.

Und fragſt du, wie geheißen,
dem ſolches Gott befahl?
Geh hin, das kann dir weiſen
jedwedes Kind im Tal;
zum ſchlichten Kirchhofſteine
geleiten ſie dich hin:
hier liegen die Gebeine
des Pfarres Oberlin.

Straßburger Münſter.

Daniel Hirtz.

Nun ſteht ſchon manch Jahrhundert
das hohe Felſenhaus;
geprieſen und bewundert
ſchaut's kühn und ſtolz hinaus;

Grüßt Badens ſchöne Gaue,
des Schwarzwalds dunklen Kranz,
und grüßt Alſatiens Aue,
das weite Rheintal ganz.

Nicht Grenzen ſollten ſcheiden
dies biedre Volk, dies Land;
bei Gott, 's wär' zu beneiden,
umſchläng's ein feſtes Band!

Verwächſt zu einem Stamme
dies Volk einſt und dies Tal,
glüht eine Freudenflamme
auf Erwins Ehrenmal!

Auf dem Straßburger Münſter.

A. Stöber.

Ich ſteh' ſo gern auf deinen Zinnen,
du Tempelhaus, du Heimathaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
weit über Berg und Tal hinaus.

Da rollt mit ſeinen Wunderſagen
der alte tatenvolle Rhein;
die dunkelgrünen Wellen ſchlagen
hoch auf im goldnen Sonnenſchein.

Der Wasgau ſchüttelt ſeine Eichen,
der Schwarzwald rauſcht im Tannenkleid;
ſeid euch verwandt, und nimmer ſchweigen
will eurer Sehnſucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
alltäglich ſchlägt von Lieb' die Bruſt;
könnt euch durch flinke Vöglein ſchicken
Gruß, Minnewort und Leid und Luſt.

Und eure Schlößlein können lauſchen
von alten Zeiten mancher Mär,
wie ſie durch Eichenwipfel rauſchen,
von ſtarken Rittern kühn und hehr!

So mögt ihr rufen manche Kunde,
ſie ſoll durch Flur und Waldung weh'n,
ſoll ſchweben friſch von Mund zu Munde
und tief in aller Herzen geh'n.

Der graue Wächter hört sie gerne;
das Münster an der Alsa Strand,
es schaut umher nach blauer Ferne
und steht verklärt im Steingewand.

Fest wurzelt es im Heimatgrunde,
der Väter Geist und Sinn vertraut,
und wahrt in des Alsaten Munde
auf ewig deutschen Wortes Laut.

Waldgruß. Friedrich Lienhard.

Waldhornschall
hör ich dahinten im Wasgenwalde!
O sieh, der Fingerhut
leuchtet von sonniger Halde!
Eidechsen huschen übern Stein,
üppig duftet der Thymian-Rain,
Hummeln hangen am heißen Klee — —

O Wald, mein Wald,
nach deinen Wonnen ist mir weh! . . .

„Gedichte", Stuttgart 1906.

Hochlandsdorf. Friedrich Lienhard.

Ich weiß ein Dörfchen voll Sonnenschein
und Blumenduft.
Manchmal fächelt der Wind herein
und der Kuckuck ruft,
des Försters Häuschen träumt am Rand,
Hühner nisten im weißen Sand,
in Tulpen und Balsaminen
summen die Bienen.
Ein weißes Kopftuch schimmert im Feld —
du stille, wunderstille Welt.

„Wasgaufahrten."

Prolog zur Einweihung der Hohkönigsburg.

Der von dem Wasgaudichter Friedrich Lienhard verfaßte Prolog zur Begrüßung des Kaiserpaares hat folgenden Wortlaut:

Heil Kaiser und Herr! Euch grüßt, Majestät,
der festlichen Burg bekränzt Gestein,
Fanfaren schmettern vom Bergfried drein,
der Wasgau, der atmend lebendig steht,
sendet Fülle von Geistern aus;
es will ein bergüberleuchtender Troß
mit einziehen in des Kaisers Schloß.
Den Herold sandten sie voraus;
war einst der Staufen Bannermann,
des Reiches Sturmfahne trug ich voran,
Rotbart hieß, der mein Kaiser war,
der unvergeßliche Staufen-Aar,
vor dessen Schwaben und Alemannen
feindliche Scharen wie Schnee zerrannen,
mit dem ich auf Mailands Trümmern stand,
mit dem ich gedürstet im syrischen Sand.
O Staufen-Vollkraft, wie warst Du kühn!
Burgen wuchsen aus Wasgaugrün,
als sprengte Frühlingswucht das Land —
und unter den blühenden Burgen stand
Hohkönigsburg, das Staufenschloß.

Gern rühmt ich hier einen ganzen Tag,
wie das ſtaufiſche Elſaß in Blüten lag;
wie deutſcher Geiſt die Welt durchflog,
wie Minneſang aus den Burgen zog,
wie aus den Klöſtern glockenrein
beſonnene Weisheit klang darein
wie ſtolzer Städte Bürgerſchaft
gleichartig war der Ritterkraft.
Da war's am Wasgau gut beſtellt,
da war von hier oben luſtige Schau;
wir Schwaben- und Alemannengau,
wir waren das Herrenvolk der Welt!
Wohl weiß ich, wie das Reich zerfiel,
wohl tollte hier oben der Winde Spiel
durch bröckelnde Dächer dämonengleich,
ſchwach war die Burg und ſchwach das Reich
doch abermals mit Turm und Tor,
in Steinen glühte der Glanz empor,
der einſt in ſtaufiſchen Taten ſaß.
Graf Thierſtein baute mit kühnem Maß
gotiſch Gewölb und Wall und Wand,
ſo daß eine Stadt auf dem Berge ſtand.
Und als der letzte Thierſtein ſtarb,
als Kaiſer Max die Burg erwarb,
ſtand wieder im Wasgau ein Kaiſerſchloß
die Sickinger zogen mit Rad und Roß
als Habsburger Vögte hier oben ein.
Dann wich der Glanz aus dem Geſtein,
denn ſchwer uud ſchwerer ward umdroht
das Reich von dreißigjähriger Not,
und als die Burg dem Schwedengeſchoß
Ruhmlos erliegend, in Trümmer ſank,
da war auch Deutſchland arm und krank.
So zeigt Hohkönigsburg genau
der deutſchen Reichskraft Stand und Bau.
Eine feſte Burg, ein feſtes Reich!
Drum ſprang ich heraus vom Geiſterland
in den feſtlichen Tag und ins Feſtgewand,

zog Heroldskleid und Wappen um,
Heil Dir, Du Zollernkaisertum!
Schwebe, dem Staufen-Adler gleich,
schirmend ein friedevoll Geschlecht
und gib dem Heroldsspruche recht:
„Ein feste Burg — ein festes Reich!

Lothringer Weinlese.

Elisabeth Gnade.

Von Wald und Höh'n umkränzt,
vom Abendsonnenleuchten überglänzt,
dehnt sich am hellen Strom das Weingelände . . .
ein Reichtum, eine Fülle ohne Ende,
die jeder Herbst vermehrt erneut!
Nur — seltsam — zwischen lauter Reben ragen,
bald hier, bald dort verstreut,
Holzstäbe auf, die keine Früchte tragen,
Grabkreuze . . . still und schlicht . . .

Wir kehren rastend ein nach schönem Wandern.
Ein Alter trägt mit lächelndem Gesicht
uns Trauben zu, flugs eine nach der andern.
Geschwellt von Purpur locken die, —
gleich Götterlabung munden sie! —
Wir mögen uns erfreuen und erfrischen,
des Augenblicks genießend bloß,
doch unser freundlicher Franzos'
spricht noch so allerlei dazwischen.
Er wohnte schon am Ort zu schweren Zeit,
zur Zeit der großen Fehde,
doch ganz gemächlich gleitet seine Rede
und ohne Bitterkeit.
„Ja," endet er — durch seine Runzeln
zuckt's halb wie Wehmut, halb wie Schmunzeln,
und Sonne spielt auf seinen grauen Haaren —
„Ja, stromweis' floß das Blut.
C'est ça, seit diesem Krieg vor dreißig Jahren
wächst uns der Wein noch mal so gut." —

Da ſinkt die froh erhob'ne Traube
in meiner Hand; mir wird mit einem Male
wie einem bänglich Träumenden zumut.
ich glaube,
es ſchimmert ſichtbar durch die dünne Schale,
wie Lebensblut . . .

„Daheim“ 1902.

Trifels.

V. v. Scheffel.

Noch ſchwellt kein Grün der Buchen Kronen,
doch ſingt die Droſſel ſchon vom Aſt,
und mit dem Weiß der Anemonen
miſcht ſich der Primel gelber Glaſt;
Annweilers Berge ſeh' ich wieder
und ihre Burgdreifaltigkeit,
in Ehren alt, vernarbt und bieder,
Kriegszeugen deutſcher Kaiſerzeit.

Dort Scharfenburg, die ſchlanke feine,
vor ihr der Felsklotz Anebos,
und hier als dritter im Vereine
der Reichspfalz Trifels Steinkoloß.
Ihr Turm mit der Kapelle Erker,
der einſt die Reichskleinodien barg,
des Löwenherzen Richard Kerker
wächſt mächtig aus des Felſens Mark.

Tanzplatz iſt noch der Kamm geheißen,
wo einſt in zierem Pfauentritt
bei Harfenſchall und Minneweiſen
des Kaiſerhofes Reigen ſchritt.
Ahi! wie ſah man Tücher winken,
als hier am zwölften Maientag
bei vieler tauſend Helme Blinken
der ſechſte Heinrich Abſchieds pflag.

Ob ferner Wasgauhügelreihe
ſprüht gold'ner Sonnenuntergang
und ſtill ſchwebt Frühlingsabendweihe
des Reichs verlaſſ'nen Berg entlang.
Dann, mit des letzten Gold's Verglimmen
füllt rings die Täler feuchtes Grau
und auch der Seele Saiten ſtimmen
ſich äolsharfenweich und lau.

O Jugendkraft, wie wirſt du älter!
bald tritt auch mir die Stunde nah,
da ich nicht mehr durch deutſche Wälder
auszieh' in's Land Italia.
Bald bleicht des Wand'rers müd' Gebeine
vergeſſen in der Erde Schoß,
und wie des Trifels mürbe Steine,
ſo deckt auch ſeinen Grabſtein Moos.

„Gaudeamus".

Warum's die Palz heeßt.

Guſtav Gutmann.

Der Herr hot all ſein Schtern gezählt . . . O Wunner,
do fallt em aus Verſehn der ſcheenſchte runner!
Gleich ſächt's Volk unne: „Grad der fehlt uns noch,
ach, liewer Herr, loß uns des Schternche doch!"
„Ei," lacht der Herr, „Ihr ſeid nit blöd! Non bhalt's!"
Un ſeit der Zeit heeßt unſer Land die Palz!
Hoch fröhlich Palz, in Ewigkeit blüh fort
im goldne Wein, im frohe Lied und Wort!

Bleib im Land und nähr dich redlich.

Max Barack.

Jesses, Pankraz, is 's wohr,
was ich hör' vun meiner Fraa —
Pankraz, wie kummscht du m'r vor:
Du willscht nach Amerika?
Fort vum liewe Neckerschdrand
in des Jänkiduddelland?
Pankraz, neen — ich sag' d'r's offe —
des will ich vun dir nit hoffe!

Guck ich sag' nix weiter als:
Iwerleg d'r's wohl d'rerscht,
eh' du vun der schönen Palz
fort un iwers Weltmeer fährscht.
B'sinn dich hin un b'sinn dich her,
dann des Meer is halt des Meer.
Frog dich, was du hoscht do hiwe
un uf was du hoffscht dort driwe!

Hier hoscht du e brächtigs Feld,
so eens find' der Bauersmann
nit mehr uf de ganze Welt,
aach nit iwerm Ozean:
Alles wachst in Hill un Sill',
Duwak, Hoppe — was mar will,
Riss' un Quetsche, Riwe, Zwiwel —
un der Wein is aach nit iwel!

Un dann denk an unser Vieh,
unser Ochse, unser Schwein,
unser Kälwer, unser Rih' —
könne die wo besser sein?
Dann die Hinkel, Ente, Gäns:
Schöner's G'flichel gibt's jo keens!
Und des wescht doch aach: 's hot d'r
jedes Ei bei uns zwee Dotter!

Und was hot's hier schöne Schtädt'!
geht mar die Welt dorch un dorch,
gibt 's keen Mannem mehr — i wett! —
odder gar e Ladeborg!

Un bedenk aach: Pälzer ſin
all' die Leit, wo wohne drin,
Leit' mit offne Händ' und Herze,
trei in Freed un trei in Schmerze!

Endlich lebt der g'meene Mann
nergends in der Welt ſo gut
wie bei uns. — Wer ſchaffe kann
und ſein Ärm' brav ribre dhut,
hot keen Sorge un keen Not,
der verdient ſein däglich Brot:
Schlecht geht's hierlands meind'rwege
nor de Lumbe un de Träge!

Un ſoll ich was ſage dann
noch von unſerm Vadder Rhein?
Willſch du denn als deitſcher Mann
nit mehr „Schutz un Hiter" ſein,
nit mehr ſchdehn als „treii Wacht",
wann's dran blitzt un wann's dran kracht,
wann d'r die Franzoſe kumme
un ihr Midraljeeſe brumme?

Pankraz, neen, des wär' e Schand:
mir ſin Männer vun der Schbritz,
ſtehe feſcht fors Vadderland,
for de Rhein un „unſern" Fritz!
Was e guter Pälzer is,
denkt eſo, des is gewiß:
Willſch du, wemmer uns dhut zähle,
bei der „Wacht am Rhein" dann fehle?

Drum bleib do! — Weeſcht du, wie's is
iwerm Meer! Guck, ich meen' als,
's is dort aach keen Paradies,
un noch lang keen „fröhlich Palz".
Derntweg', Pankraz, ſei nit dumm,
bleib bei uns — ich bitt' dich drum:
auszuwannre is nit rätlich,
„Bleib im Land un nähr' dich redlich!"

Mannem = Mannheim! Ladeborg = Ladenburg, beide in dem früher zur Kurpfalz gehörigen Unterrheinkreis.

B. Didaktiſches.

Sprüche.

Drei Schlöſſer auf einem Berg,
drei Kirchen auf einem Kirchhof,
drei Städte in einem Tal
hat's im Elſaß überall.

In den Vogeſen iſt das Holz ſo teuer, wie Waſſer aus dem Fluß. (D. h. das Land iſt ſehr holzreich.)

Elſäſſer Wein macht den Kopf ſchwer und den Beutel leer.

Ze Thann im Rangen[1],
ze Gebwiller in der Wannen,
ze Türkheim im Brand
wachſt der beſte Wîn im Land.
Aber gege de Richewihrer Sporn[2]
han alli 's Spiel verlorn.

[1] Kleiner Berghang. [2] Die in Reichenweier wachſenden Weine.

Wäre Straßburg vom Himmel gefallen, es hätte nicht beſſer können zu liegen kommen.

Zeuch gen Straßburg, ſo findeſt du den Tiſch gedeckt.

Die Metz und die Magd —
haben dem Kaiſer den Tanz verſagt.

Fröhliche Pfalz — Gott erhalt's.

Hauswappen. W. H. Riehl.

Das ältere pfälziſche Haus zeichnet ſich noch durch Spruch und Marke aus. Dieſer Schmuck herrſcht hier durchweg, während er wenige Meilen weiter nordwärts am eigentlichen Mittelrhein verſchwindet.

Bäuerliche Wappen wie an der Meeresküſte des deutſchen Nordens oder rätſelhafte alte Runen, wie ſelbſt noch im nördlichen Mitteldeutſchland, ſieht man hier freilich nicht. Eher ſchmückt ein verwittertes Ritterwappen ein Haus, das jetzt dem Bauern gehört. Die Hausmarke des Pfälzers muß klar und ſelbſtredend ſein. Darum wählt er nur allgemein verſtändliche Gewerbzeichen. Der Weinbauer läßt eine Traube in den Schlußſtein ſeines Hoftors meißeln oder zwei gekreuzte Rebmeſſer, oder ein Faß mit gekreuzten Wingertshacken; der Metzger einen Ochſen, der Bäcker eine Bretzel. — Für Spruchverſe wirtſchaftlichen Bezugs neben dieſen Berufszeichen hatte nur die alte Zeit — namentlich das ſechzehnte Jahrhundert — noch

Naivetät genug. Ein Beiſpiel aus Edenkoben möge für viele gelten:

„Als man 74 zalt,
Hans Hauenſtein mich bawet hat
da galt der Wein 84 Güllen
und das Korn 5 mit Willen."
1574.

Am allgemeinſten über die ganze Pfalz verbreitet iſt die Namensinſchrift oder Chiffer des Erbauers und die Jahreszahl auf der Tafel über der Haustür. Und ſelbſt in den ärmſten Dörfern des Weſtrich hat man dabei noch genug Artigkeit, um den Namen der Ehefrau neben jenen des Mannes zu ſtellen. Der Pfälzer hält ſo viel auf Verewigung von Namenszug und Baujahr am Hauſe, daß er beides wohl auch an der Scheuer anbringt, ja in die Wetterfahne einſchneidet. Am Glan ſteht mitunter ſelbſt das Geburtsjahr des Erbauers am Hauſe zu leſen. Selten wird dagegen dem Namen Stand und Beruf des Erbauers beigefügt; ein ergötzlich doppelſinniges Beiſpiel kommt in einem Dorfe bei Landau vor, wo ſich der Erbauer angeſchrieben hat als „Burger und retirierter Militär 1811".

Pfälzer Wirtshausſpruch.

Neben geiſtlichen Sprüchen finden ſich in der Pfalz mehr als anderswo Sprüche weltlich luſtigen Charakters, ſo an einem Dorfwirtshauſe bei Kaiſerslautern:

„Lieber Gaſt, komm g'ſchwind herein,
haſt du Geld, hab ich guten Wein;
haſt du keins, kannſt du drüben einkehren,
dort iſt ein guter Brunn mit zwei Röhren."

Burgenreichtum im Elſaß. V. v. Scheffel.

Rings um den Odilienberg zieht ſich nach allen Richtungen eine Kette von Burgen, einige auf Vorſprüngen des Gebirges, weithin ſichtbar, andere heimlich verſteckt im Waldesdunkel, die meiſten nach ihrer urſprünglichen Anlage

zu Vorwerken des großen Verteidigungssystems der Heidenmauer bestimmt, welches das Bergplateau der heiligen Odilia in seiner vorklösterlichen Zeit als von Natur und ergänzender Menschenband befestigtes Lager und Gaubeiligtum zum Mittelpunkte hatte.

Zwischen Andlauertal und Barr ragen das doppeltürmige Schloß Hohandlau und die schlanke Spezburg — am Fuß des Männelsteins mit der feinen Rundbogen- und Erkerfassade seines Rittersaales Landsperg, der gelehrten Äbtissin Herradis Stammsitz — schwer findbar im düstern Forst, durch den der Mörderpfad führt, und ganz von uralten Tannen verdeckt, Birkenfels; — sodann, zu großem Steinhaufen zusammengesunken, eher einem Waldklausner als fröhlichen Rittersmännern als Wohnsitz passend, Ragenfels, vom Volke Hanfmatter Schloß genannt — weiter gen Norden, unweit des nah an die große Heidenmauer anstoßenden Felsens Stollhafen, das gedreifachte Felsennest „zu den drei Steinen“ oder Dreistein; — unweit des von einer römischen Lagermauer umschlossenen Berges Köpfel auf zwei gewaltigen Kuppen, die ein Mauerbogen kühn überspannt, unzugänglich wie der Horst des Adlers im Bergwald, das Hagelschloß, urkundlich Waldsperg geheißen — endlich, mehr im Nordwest des Odilienberges, über Ottrott das weit hinaus lugende stattliche Burgenpaar Ratsamhausen und Lützelburg, und jenseits Klingental, zwischen Nagel und Breusch, zuletzt hier aufgezählt, aber einst nicht die letzte im Kreise der Starken, Girbaden. Der Freund geschichtlicher Trümmer hat in diesem klassischen Vogesenrevier die Wahl zwischen „ganz alten, alten und neueren Ruinen“ und kann ihrer viele ersteigen und durchklettern in einem Sommertag.“

„Skizzen a. d. Elsaß“.

Hohkönigsburg. A. Trinius.

Benutzt man von Schlettstadt aus die Eisenbahn bis Manzel im Weilertale, so hat man von da aus noch einen

zweistündigen Aufstieg zur Hohkönigsburg. Hohkönigsburg — schon im Namen liegt Glanz und Hoheit — ist nicht nur die größte und vor allem besterhaltenste Ruine des Wasgaus, sondern nach Heidelberg vielleicht überhaupt die herrlichste Schloßruine im deutschen Vaterlande. Nur Wertheim a. M. und Salzburg an der Fränkischen Saale könnten noch in Betracht kommen. Aber landschaftlich dürften sich diese nicht mit der Hohkönigsburg messen, die in stolzer Hoheit weit über den Wasgau herrscht, über den Rhein hinab bis zu den Schneegipfel der Alpen blickt.

„Alldeutschland".

Wasenburg. Goethe.

Die Burg liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Turme übersah man das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Türme dieser Stadt ragten ganz deutlich hervor.

. . . Durch Hagenau ritt ich, auf Richtwegen, welche mir die Steigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

„Wahrheit und Dichtung."

Odilienberg. Goethe.

„Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Odilienberg begangenen Wallfahrt gedenke ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unweit der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmutige.

Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar späteren, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde."

„Wahrheit und Dichtung."

Friedrich Lienhard als Landschaftler.

Friedrich Lienhard nimmt unter den jungdeutschen Poeten eine ganz eigentümliche Stellung ein: er ist der Elsässer unter ihnen, so wie Liliencron und Frenssen die Schleswig-Holsteiner, wie Rosegger der Steiermärker oder Arthur Schnitzler der Typus des Wieners ist. Und dennoch fühlt er sich nicht etwa nur als Sohn des Elsaß, seine Liebe zur engeren Heimat wurzelt in einer urechten Vaterlandsliebe, einer Liebe zum Deutschtum, die selbst über die politischen Grenzen Deutschlands weit hinausgeht, die auch die deutschen Völker Österreichs und des Nordens, die alles Deutsche auf Erden mit gleicher Sympathie umfaßt:

Wenn einst vom Belt zum Wasgau, von Island bis zur Drau
aus eignen Wurzeln wachsend sich gipfelt Gau an Gau —
dann schattet schwarz-rot-golden ein einzig Banner bald!
Dann würde mir All-Deutschland zum trauten Wasgenwald!

„Deutsche Heimat."

C. Prosa-Schilderungen.

I. Wasgaufahrten.

Die Westmauer der Oberrheinischen Tiefebene.

Daniel-Volz.

I.

Parallel der Ostmauer des Schwarz- und des Odenwaldes zieht der Wasgau, der Wasken Wald der Alten, der Wasichenstein der Sage, auf dem Walter von Aquitanien kämpfte. Zwischen Belfort und der Moselquelle hebt sich der Zug steil aus der Ebene und teilt auch sonst alle Eigentümlichkeiten des Zwillingsgebirges; nur ist der Abfall nach Westen nicht so sanft wie die Ostabdachung des Schwarzwaldes. Finstere Tannenwälder, welche hin und wieder kleine dunkle Seen umschließen, bedecken seine höchsten Gegenden; im untern Teil der Täler aber herrscht eine gleiche Fruchtbarkeit wie gegenüber. Trefflicher Wein, Obst, Mais und Kastanien gedeihen an allen Hängen und verbreiten Wohlstand in der Bevölkerung.

Der obere oder hohe Wasgau bildet den südlichen Teil des Gebirges. Er endigt bei der Markircher Senke, die zwischen Schlettstadt und St. Dié in einer Höhe von 760 m das Gebirge durchschneidet. Die mittlere Kammhöhe beträgt gegen 1000 m; die höchsten Kuppen oder Belchen (Ballons) liegen östlich von der Wasserscheide zwischen Rhein und Mosel. Wie bei dem Schwarzwald drängen sie sich hauptsächlich zu einem südlichen Schlußknoten zusammen. Der höchste Wasgengipfel ist der Sulzer Belchen mit 1432 m Höhe. Von Gebweiler erreicht man in $^3/_4$ Stunden seinen Gipfel, eine kahle Halde, aus der Felsblöcke emporragen. Aber bis zu den Alpen reicht von hier der Blick hinüber.

Ein kerniges Volk, dem man das Sachsenblut auf den ersten Blick noch ansieht, bewohnt die Gehänge dieses oberen Wasgau. Auf Viehwirtschaft weist die Natur ihres Landes sie hin, doch ziehen sie auch an ihren Bergen einen geringen Wein. Meist trinken sie ihn selbst bei ihren ländlichen

Festen, wenn das junge Volk des Dorfes in überquellender Lebenslust tanzt und die Alten behaglich zuschauen oder weise das Wohl der Welt erörtern.

Von der Markircher Lücke bis zur Senke zwischen Zabern und Saarburg, die nur 380 m Höhe hat, zieht der mittlere Wasgau, wie der untere Schwarzwald ein breitzackiges Buntsandstein-Plateau. Die mittlere Höhe beträgt 800 m, nur einige wenige Kuppen steigen bis 1000 m. Aus dem Schlußrücken gegen Osten geschoben ist der Ottilienberg 801 m, auf dem einst Kelten verschanzte Zufluchtslager hatten und hernach die heil. Ottilie, Tochter Attichs (Ettikos), des Herzogs von Elsaß, ein Kloster stiftete. Er bietet die schönste Übersicht der Oberrheinischen Ebene.

Der untere oder Nieder-Wasgau — wenn man den Namen hier noch brauchen darf — von der Senke von Zabern bis zu Lauter oder Queich, wird zu einem niedrigen, aber höchst anmutigen und interessanten Berglande, das mit der Haardt zusammen ein beliebtes Reiseziel geworden ist. Berühmt ist die Aussicht von den wohlerhaltenen Trümmern der im Raubkriege von den Franzosen zerstörten Madenburg, 467 m. Die Rheinebene, von zahllosen Dörfern und Städten vom Rheine durchflossen und vom Schwarzwald, Odenwald und Taunus begrenzt, liegt unübersehbar weit vom Breisgau bis in die Gegend von Mainz vor dem Auge. Das Straßburger Münster und die Dome von Speier und Worms tauchen hervor. Aber noch schöner ist der Blick durch grüne Bergrahmen in die Felsenwunder des inneren Wasgau, der pfälzischen Schweiz.

II.

Nördlich von der Queich erhebt sich die Haardt, eine breite Sandsteinfläche. Von der Rheinebene aus erscheint ihr Abfall wie eine steile Wand, an deren Fuße sich ein stadtähnliches Dorf an das andere reiht. Weite Rebenfelder decken das Land; Kastanienwälder rauschen um die ruinengekrönten Bergspitzen, Mandel- und Pfirsichbäume schmücken die Weinberge, und Alleen von Nußbäumen reichen weit hinab in die Ebene. Das Hochland ist zum größten Teile

mit Wäldern bedeckt. Mitten im prächtigsten Walde erhebt sich der großartig schöne Drachenfels; ein kühn zerrissenes und zerhöhltes Felsengebilde, in dem die Sage den von Siegfried erschlagenen Drachen mit seiner Brut hausen läßt, krönt inmitten der frischesten und üppigsten Waldvegetation den Scheitel des Berges.

Nach Westen fällt die Haardt allmählich zur wellenförmigen Hügellandschaft des wald- und kohlenreichen Westrich ab, welche in die Hochfläche von Lothringen übergeht.

„Das deutsche Land."

Eine Sennerei in den Hochvogesen.

Schmidt-Brädikow.

1. Im Oberelsaß, wo die gewaltigen Berge der Hochvogesen kühn in die Wolken emporsteigen, zieht sich von der Stadt Colmar aus das herrliche Münstertal tief in das Innerste des Gebirges hinein. Am Eingang des Tales hält die Ruine Pflixburg die Wacht, und ihr gegenüber grüßt aus dunklen Tannen der Luftkurort Drei-Ähren freundlich hernieder. Die höchsten Berge der Vogesen, der Kahle Wasen, der Hohneck und der Rheinkopf beschützen das friedliche Tal, durch welches die Fecht ihr Silberband zieht. Die Abhänge dieser Bergriesen sind mit Wald bedeckt, der aus Tannen, Fichten und Buchen zusammengesetzt ist, während ihre Häupter baumlose Grashänge darstellen, die niemals mit Wald bestanden waren. Diese ausgedehnten Weideflächen geben dem oberen Münstertal das Gepräge einer Alpenlandschaft, und ihnen verdankt es seinen Ruhm; denn auf diesen duftigen Matten mit den kräftigen Gebirgskräutern stehen die Sennhütten, in denen der köstliche Münsterkäse bereitet wird.

2. In einem engen Seitentälchen der Fecht steigt der Fußpfad mühsam an einer steilen Bergwand empor; aber der Schatten gewaltiger Tannen kühlt die schweißbedeckte Stirn. An stillen Forsthäusern und rauchenden Kohlenmeilern geht der Wanderer vorüber, dem sich hier und dort herrliche Fern-

fichten erſchließen; denn der Wald wird allmählich lichter. Trümmerhalden, mit Raſen und verworrenem Geſtrüpp bedeckt, lichten das Tannendunkel. Bald hört der Wald ganz auf, und nur vom Blitz zerſchmetterte Weißtannen und ſtrauchartige Buchen ſtehen zerſtreut auf den Raſenflächen der Bergkuppen. Ein kühler Lufthauch ſtreicht über die Weiden; er ſpielt um hervorſpringende Felszacken, in deren Schutze eine Sennerei liegt, die aus zwei Gebäuden, der Vieh- und Sennhütte beſteht. Die flachen Holzdächer ſind mit ſchweren Steinen belaſtet, damit ſie die Stürme nicht in die tiefen Klüfte und Täler hinabſchleudern können.

3. Das Hirtenleben der Vogeſenſennen iſt faſt das gleiche, wie das ihrer Genoſſen in den Alpen. Sind Ende Mai, zu Pfingſten, die Hochweiden vom Schnee befreit, und ſprießen die würzigen Kräuter ſowie die üppigen Gräſer aus dem feuchten Boden, dann treiben die Sennen das Vieh hinauf zu den Bergen, wo es gewöhnlich bis acht Tage nach Michaelis bleibt. Herden von fünfzehn bis ſechzig Stück und auch wohl darüber ſind in den Sennereien vereinigt. Die Weideflächen gehören gewöhnlich als Allmende den Gemeinden und werden dem Sennen verlehnt. Oft ſind auch nicht einmal die Kühe ſein Eigentum. Händler und wohlhabende Leute verpachten ihr Vieh das Stück für 20 bis 30 ℳ den Sommer hindurch.

Der Senn führt durchaus kein ſo angenehmes Leben, wie ſich wohl mancher denken mag. Recht beſchwerlich wird es ſogar in kalten und regenreichen Sommern. In aller Frühe, wenn die erſten Morgenſtrahlen die Berge vergolden, verläßt der Senn ſeine dürftige Schlafſtätte, die aus einer Heulage und einer wollenen Decke beſteht. Dann ruft er mit einem kräftigen Jodler, der das Echo der Berge weckt und um die hohen Felshäupter fliegt, ſein Vieh zuſammen, welches des Nachts im Freien bleiben muß, um das Geſchäft des Melkens vorzunehmen. Gegen 10 Uhr werden die ſtattlichen Kühe, Schweizer Raſſe, wieder ausgetrieben, vor Sonnenuntergang aber noch einmal gemolken. Die Abendmilch bleibt die Nacht hindurch in niederen Holzkübeln ſtehen und wird am Morgen abgerahmt.

4. In jeder Sennhütte befindet sich eine aus Felsbrocken aufgeschichtete Feuerstelle, über welcher an einem beweglichen Arm ein kupferner Kessel hängt, der je nach der Größe des Viehbestandes 100 bis 500 Liter fassen kann. Abend- und Morgenmilch kommen vereint in den Kessel, um bis auf 35 °C erwärmt zu werden und zu gerinnen. Der letztere Vorgang wird durch die Zusetzung von Lab beschleunigt. In vierzig Minuten ist die Milch geronnen, d. h. die Scheidung von Kaseïn und Molken, in den Vogesen Schotten genannt, hat sich vollzogen.

Das Lab, welches diese Scheidung ohne Mitwirkung von Säure ermöglicht, wird aus dem vierten oder Labmagen der Kälber gewonnen, aber auch gegenwärtig fabrikmäßig als Labessenz hergestellt.

Nach dem Gerinnen wird die weiche Käsemasse zwei Stunden lang mit den Händen tüchtig bearbeitet, bis alle Molken gründlich entfernt sind. Von dieser sorgfältigen Behandlung hängt wesentlich die Güte und Haltbarkeit des Käses ab. Ist diese Arbeit vollzogen, so wird der junge Käse wieder über das Feuer gebracht und bis er erhitzt ist, mit einer Handschaufel fortgesetzt umgerührt. Hat sich die Masse wieder verkühlt, so wird sie mit Käsetüchern (das sind Leinwandstücke) herausgenommen und mit diesen in reifenartige Formen gedrückt, welche verstellbar sind. Diese Reifen haben gewöhnlich eine Höhe von 10 cm und einen Durchmesser von 50 cm.

In der Käsekammer, einem abgeteilten, luftigen Raum der Sennhütte, trocknen die Käse, nachdem die Tücher öfters gewechselt worden sind, innerhalb vierundzwanzig Stunden. Dann werden die Käse aus der Form entfernt und in angemessenen Abständen auf Holzgestellen aufgestapelt. Bis zur völligen Reife müssen sie nun des Morgens und Abends abgewaschen und mit Salz bestreut werden. Je höher die Sennerei liegt, je gleichmäßiger der Wärmegrad ist, je ungestörter geht die Gärung vor sich, und desto besser wird der Käse.

Auf diese Weise werden in den großen Molkereien die Schweizerkäse gemacht.

In den kleineren Sennereien der Hochvogesen werden die „Münster Käse“ bereitet. Bei ihrer Herstellung wird im wesentlichen auf die gleiche Art verfahren, wie bei der Anfertigung der Schweizerkäse. Die Formen sind jedoch viel kleiner, 6 cm hoch bei 15 cm Durchmesser. Diese Käse sind ebenfalls täglich zu salzen, zu waschen und umzulegen. Sie werden schneller reif, halten aber nicht so lange wie die Schweizerkäse. Im südwestlichen Deutschland und im westlichen Frankreich erfreuen sich diese Münster Käse seit alter Zeit großer Beliebtheit. Schon im sechzehnten Jahrhundert wurden sie in derselben Güte wie heute hergestellt.

„Die Landjugend.“

Odilienberg. Friedrich Lienhard.

1. Mit den Augen tiefster Verwunderung und Entzückens stand ich eines Samstag abends auf dem heiligen Berge und staunte in den Glanz und Duft hinaus, der das Elsaß einhüllt.

Hier ist der Glanzpunkt aller Schönheiten des Wasgaus. Es ist nicht nur die Aussicht, es ist auch nicht die Berglandschaft, die allerdings kühner und stolzer ist als das einfache Hohbarr: es verbindet sich mit diesen äußeren Reizen die Weihe der Stätte, auf der man steht, eine Stätte, auf der vielleicht seit 2000 Jahren und länger nahezu ununterbrochen gallische und römische Götter und endlich der Christengott angebetet wurden. Es verbindet sich damit die ungeheuere Vergangenheit, die über diese breite Kuppe des Männelsteins dahinging.

2. Ich rückte den Stuhl ans Fenster, starrte und staunte. Der Sommerabend hatte einen glänzend blauen Duft über die Ebene gelegt. Wie einst die Ostsee, als ich von Rügen abfuhr, in der sich die rosafarbenen Lichter des Sonnenuntergangs badeten, so breitete sich hier ein purpurdurchschimmertes,

blaues Meer vom Wasgau hinüber nach dem Schwarzwald. Die badischen Bergkuppen ragen als lange Strandhügel deutlich umrissen in die reine Höhenluft. Über ihnen spiegeln sich alle Farben des Westhimmels wider: rosa, violett, orangegelb, und zuletzt eine einzige, blaßblaue Fläche, die erst spät in das gleichmäßige Dunkelblau eines Sommernachtshimmels übergeht, durchwirkt mit unzähligen Sternen. Kein Dorf mehr ist sichtbar; nur einige weiße Straßen, und zwischen bunt aneinander geflickten Äckern eine dunkle Waldinsel. Da beginnt die Glocke von Heiligenstein ihr Nachtgeläute; die Glocke des nahen Bernhardsweiler antwortet; und nun geht ein großer Glockenchor unsichtbarer Dörfer durch das betende Elsaß. Lautlos, noch vom Abendhimmel rötlich überschimmert, wartet die massige Kuppe des Männelsteins. Jetzt webt auch aus dem Kloster hell und rein des Nachtglöckchens Gebet über die Hochfläche. Die letzten Abendwandler verlassen die Terrasse. Und bald deckt eine wunderbare Sommernacht alle Täler und Höhen, und kein Laut mehr unterbricht die tiefe Stille, die Berg und Kloster umfangen hält. . .

3. In der Nacht weckte mich all die Wonne wieder auf. Ich glaube, ich habe im Schlafe gelächelt und im Traume wieder all die Märchenländer geschaut, darin ich als sorgloser Knabe über blumige Wiesen sprang. Ich trat ans Fenster. Ein leiser Nachtwind ging um und sauste hohl in den schwarzen Wäldern des Männelsteins. Kein Mond. Aber eine Menge funkelnder Sterne; und da unten, wie ihr Widerschein in einer weiten Wasserfläche, spärliche Lichtpunkte im nächtlichen elsässischen Meere, bis weit hinüber an die Schwarzwälder Küste. Ein Käuzlein ruft aus der Tannennacht der Heidenstadt; im Tale rauscht ununterbrochen ein Wildbach. Sonst aber auch nicht der leiseste Laut.

4. . . . Es sind nicht bloß die landschaftlichen Wonnen, die uns den Odilienberg so lieb machen. Es mischt sich mit dem äußeren Reize die hehre Weihe, die das Kloster dem Berge verleiht. Keine trinkgelderbedürftigen Hotel-Kellner umlauern dich hier. Kreuzschwestern, die mit Gebet und Arbeit ihren Tag füllen, sind die freundlichen Bewohnerinnen.

Die Kapelle, in der sich Odilias Gebeine befinden, und die Klosterkirche, der Mittelpunkt der ansehnlichen Wirtschafts- und Wohngebäude, geben dem Geiste dieser Stätte ein mildes Gepräge.

Aber mich trieb's hinaus. An diesem lieblichen Sonntagmorgen, als alle Hänge widerhallten von Volksliedern, als die Glockentöne der Ebene im leisen Windhauche wie ein langsamer Rauch bergauf schwebten, schritt ich auf knirschendem Kieselpfade durch den Morgenwald. Der breite Rücken des Männelsteins biegt sich in einem Halbkreise der Ebene zu. Am nördlichen Ende dieses Hufeisens, auf einem kräftigen Felsen-Aufsatze, schimmern die Klostergebäude. Die südliche Masse, höher und breiter als die Klosterhöhe (800 m), von kniehohem Heidekraut und verkümmerten Föhren wirr überwuchert, läuft in den Männelsteinfelsen aus, einen prachtvollen Aussichtspunkt. Diese ganze Bergfläche, die sich auch nach rückwärts und nördlich des vorspringenden Klosters weithin ausdehnt, war vorzeiten mit einer großen Mauer umgeben. Noch jetzt ist das gutgefügte Mauerwerk mit seinen starken, durch Holzkeile verbundenen Steinblöcken fast in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar; oft sogar ragt es noch mehrere Meter hoch, grau und übermoost, die zahlreichen Felsen des Hanges miteinander verbindend, über den Bergrand.

5. Was bedeutet diese wunderbare Ummauerung, deren natürlichen Herzpunkt das Kloster bildet? — Das Volk nennt die Mauer „Heidenmauer" oder noch scheuer „Teufelsmauer". Ohne allen Zweifel besitzen wir hier ein uraltes Kulturdenkmal; vielleicht stand hier eine gallische Bergstadt, wie deren Cäsar in seinen Denkwürdigkeiten mehrere beschreibt (Alesia, Bibrakte). Die eindringenden Römer benutzten dann den festen Berg und verwandten wenigstens die Felshöhe des Klosters zur Anlage eines Kastells. In der Nähe des Klosters wurden viele Münzen des Kaisers Maximianus Herkuleus (286) gefunden. Ob auch die übrige Stadt als Schutzlager gegen die anflutenden Alemannenstämme besetzt wurde, läßt sich nicht feststellen. Die Heidenstadt selbst verödete bald; ihr Herz aber, der Punkt, auf dem jetzt das Kloster steht, gedieh um

so besser. Als die Römer von den Germanen in ihren Süden zurückgeworfen waren, erwuchs aus den Trümmern des Kastells die Burg eines fränkischen Germanen: Adalrichs, Etichos oder Attichs, Herzogs des Elsasses (nach 600). Hohenburg (früher Altitona) nannte er die Burgfeste, die seine nahe Residenz Oberehnheim überschirmen sollte. Attichs Tochter Odilia war dann von der Vorsehung bestimmt, dies merkwürdige, bunt wechselnde Erbe anzutreten und zu behalten bis auf den heutigen Tag. Aus der Keltenstadt eine römische Festung; aus der Römer-Festung eine germanische Ritterburg; und aus der Ritterburg ein Frauenkloster — das sind die wundersamen Schicksale, die über diesen Berg gingen, und deren schroffer und mannigfacher Wechsel in ganz Deutschland seinesgleichen sucht.

6. So schließen sich landschaftlicher Reiz, freundliche Klosterstille und bunte Vergangenheit zusammen und erhöhen diesen reichen Ort zum Glanzpunkt aller Wasgau-Schönheiten, zum Helikon und Parnaß, zum Dichterberg des Elsasses. Und es ist sinnig, daß gerade auf diesem, auch geographisch ungefähr die Mitte der Vogesenkette bezeichnenden Berge, daß gerade auf diesem Mittelpunkt des elsässischen Gebirges die „Schutzpatronin des Elsasses“ ihr leuchtend Kloster errichten durfte.

„Wasgaufahrten.“

Kaiserrede zur Einweihung der Hohkönigsburg.

(13. Mai 1908.)

Als Ich im Jahre 1899 zum ersten Male die Ruine der Hohkönigsburg mit ihren gewaltigen Baureſten bewunderte und von der landſchaftlich wie hiſtoriſch ſo reizvollen Stätte aus Meinen Blick über die Rheinebene und die Berge des Schwarzwaldes bis hin zu der in der Ferne ſchimmernden Alpenkette ſchweifen ließ, war es Mir eine angenehme Überraſchung und hohe Freude, daß die Stadt Schlettſtadt Mir dieſes herrliche Stückchen Elſäſſer Land zum Eigentum darbrachte. Meinen Dank glaube Ich nicht beſſer betätigen zu können, als durch den Entſchluß, die alte Vogeſenfeſte wieder in einſtiger Schönheit erſtehen zu laſſen und damit einem in weiten Kreiſen des Reichslandes gehegten Wunſche zur Erfüllung zu verhelfen.

Keine leichte Aufgabe iſt es geweſen, das geſteckte Ziel zu erreichen. So manche Schwierigkeit galt es zu überwinden und es bedurfte des verſtändnisvollen Zuſammenwirkens und der treuen Mitarbeit vieler Kräfte. In hochherziger Weiſe haben die geſetzgebenden Faktoren des Reiches und des Reichslandes für die Bereitſtellung der nicht unbeträchtlichen Baukoſten Sorge getragen und dadurch die Durchführung des Planes in ſeiner großartigen Geſtaltung ermöglicht. Meinen wärmſten Dank dafür an dieſer Stelle auszuſprechen, iſt Mir Herzensbedürfnis. Ich gedenke dankbar, Herr Miniſter, Ihres Vorgängers, welcher Mich durch Leitung der ſchwierigen Bauausführung tatkräftig unterſtützt hat, und danke Ihnen, daß Sie das Werk fortgeſetzt haben Ich danke ferner dem genialen Architekten, der nach reiflichem Studium des Quellen- und Urkundenmaterials das Werk vorbereitet und in ſtrenger Anlehnung an die Vorbilder alter Zeit vollendet hat, ſowie den übrigen Künſtlern, Meiſtern und Handwerkern für ihre treue Mitarbeit. Ich danke endlich den beteiligten Behörden und Archiv-Verwaltungen, dem Hohkönigsburg-Verein, dem Verein für lothringiſche Geſchichte und Altertumskunde, der Vereinigung zur Erhaltung deutſcher Burgen, der Direktion des Berner Muſeums, wie jedem

einzelnen, insbesondere Herrn v. Geymüller, der sein Interesse an dem Werke durch Herbeischaffen von Bausteinen betätigt oder zu dem Gelingen des heutigen schönen Festes beigetragen hat.

Berechtigter Stolz und freudige Genugtuung erfüllt uns alle angesichts des vollendeten Baues. Auf den Trümmern und Fundamenten vergangener Jahrhunderte errichtet, bietet die Hohkönigsburg in ihrer jetzigen Gestalt — soweit menschliches Können es vermocht — ein getreues Bild der Vergangenheit, wie sie um das Jahr 1500 hier Wirklichkeit gewesen sein wird. Die neugeschaffenen Räume bilden eine würdige Stätte für eine Sammlung von kulturhistorischen elsässischen Erinnerungen aller Art und für ein Archiv von Urkunden und Schriftstücken aus der Vergangenheit der Burg und des Reichslandes. Die kühnen Anlagen der Bau- und Verteidigungskunst, wie sie uns hier wieder vor Augen geführt werden, erregen unsere volle Bewunderung, und in dieser Umgebung können wir uns in Gedanken leicht in die Zeiten mittelalterlicher Ritterherrlichkeit zurückversetzen. Wir glauben jene trutzigen Gestalten der Ritter in schwerer Eisenrüstung und ihrer kampferprobten Mannen und Reisige zu sehen, wie sie mit Armbrust, Lanze und Hellebarde, mit Feuer und Schwert um den Besitz der Burg gekämpft und gestritten haben. Manch' edles Blut ist hier geflossen, manch' letzter Seufzer im finstern Burgverließ verhallt, aber auch manch heißer Dank gezollt von Bedrängten und Verfolgten für ritterlich gewährten Schutz.

Im Wechsel der Zeiten und des Kriegsglücks hat der Besitz der Burg mannigfache Wandlungen durchgemacht. Die Geschichte nennt uns eine ganze Reihe von Namen aus erlauchten Fürstenhäusern und edlen Geschlechtern als Eigentümer, Pfandbesitzer oder Lehensträger: zuförderst die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen und dem Hause Habsburg, dann die Herzöge von Lothringen und Unterelsaß, die Landgrafen von Werd, die Herren von Rathsamhausen, von Ottingen und von Berkheim, die Grafen von Thierstein, deren großartiger Bau nun wieder erstanden ist, die Ritter von

Sickingen, deren Einzug in die Burg uns heute so trefflich vorgeführt ist, und die Freiherren von Bollweiler und Sugger. Nun ist die Burg wieder Eigentum des Deutschen Kaisers geworden und wird es — will's Gott — auch immer bleiben. Des zum Zeichen soll neben dem Wappen Karls V. Mein kaiserliches Wappen hier am Haupttore prangen. —

Möge die Hohkönigsburg hier im Westen des Reiches wie die Marienburg im Osten als ein Wahrzeichen deutscher Kultur und Macht bis in die fernsten Zeiten erhalten bleiben und allen den Tausenden und Abertausenden, die nach uns zu diesem Kaisersitz heraufpilgern, in pietätvollem Rückblick auf die Vergangenheit zur Freude und Belehrung dienen! Möge der Adler auf dem stolzen Bergfried seine Schwingen stets über ein friedliches Land und ein glückliches Volk breiten!

Mit solchem Segenswunsche ergreife Ich feierlich Besitz von der wiedererstandenen Burg und fordere den von Mir ernannten Schloßhauptmann auf, seines Amtes zu walten und mit diesem Schlüssel das Tor zu öffnen.

Schauplatz der Schlacht bei Wörth.

Friedrich Ratzel.

1. Man kann sich keine deutschere Landschaft vorstellen als diese, deren Schauplatz die Schlacht bei Wörth gewesen ist. Das Wiesental zwischen Fröschweiler und Wörth, aus dem sich die Deutschen am Nachmittag des 6. August zur letzten Entscheidung westwärts emporkämpften, ist, vom Kirchhof in Fröschweiler aus gesehen, die reine Idylle. Von hier aus der sanfte Abfall der Wiesen, drüben der Obstabhang mit obstbaumbestandnen Wiesen, Äckern und Weinbergen steiler ansteigend, bis er in eine flache Wölbung übergeht, aus der als Abschluß ein ununterbrochener Laubwaldstreifen des Herrenberges hervortritt. Grün in allen Tönen und Schatten. Dahinter erhebt sich noch ganz nahe der schöne, dicht bewaldete Rücken des Hochwaldes, und aus der Ferne

schauen die Höhen um Bitsch und weiter nördlich von der Pfalz und Weißenburg zu, fast in einem Halbkreis um das Amphitheater von Wörth. Die alte Grenze zwischen Deutschland und Frankreich andeutend und zugleich das nächste Verteidigungsobjekt und die Rückzugslinie der Franzosen verdeutlichend, geben sie dem Bilde einen großen Zug. Wer aus dem Walde hinter Fröschweiler heraustritt, dem erscheinen die Vogesen nahe. Nur eine gute Stunde Weges ist es noch bis Niederbronn, das schon von bewaldeten Gebirgsausläufern umfaßt wird. Den Flüchtlingen des 6. August mochte das freundliche Reichshofen mit seinem hohen Kirchturm aus rotem Sandstein, das in dem weiten Wiesengrunde westlich von dem die Orte Reichshofen und Fröschweiler trennenden Höhenzug liegt, als ein Halt- und Ruheplatz winken. Die Flucht ging aber bekanntlich weit darüber hinaus, und die bayrischen Reiter drangen noch am Abend des Schlachttages bis zum Westrand von Niederbronn vor, das allerdings mehr vollgepfropft als eigentlich militärisch besetzt war.

2. Es war ein wohlgewähltes Schlachtfeld auf diesen schönen sanftgeneigten Ackerfluren und Weinbergen, die sich von den westlichen Höhen zur Sauer herabziehen und das an ihrem Fuße liegende Wörth in flachen Bogen umfassen, darüber das hochgelegene Fröschweiler in der beherrschenden Mitte, auf beiden Flanken und im Rücken schützender Wald, vor sich die Deckung durch die Sauer in ihrem Wiesengrund. Das ist ein Schlachtfeld, wo eine anstürmende Armee, wenn sie nicht ganz festgefügt war, zerschellen mußte. Die Franzosen waren ganz sicher, den von Osten und Norden heranrückenden Feind schon beim Herabsteigen ins Tal oder doch im Tal selbst vollkommen überschauen und beschießen zu können. Die Mitrailleusenbatterien bestrichen sogar einzelne Straßen von Wörth. Die Osthänge werden nicht allein überragt von den Westhängen, sie sind auch viel weniger reich an Baumpflanzungen und haben keine Weinberge. Bastionenartig vorspringende Stützpunkte, wie sie auf der Westseite der Herrenberg und der Galgenberg bieten, kamen natürlich auf der Ostseite gar nicht in Betracht,

ebensowenig schluchtartige Hohlwege, wie der von Wörth nach Elsaßhausen heraufführende, der den Schlesiern so furchtbare Opfer kostete. Von dem Nußbaum aus, der als der Standpunkt Mac Mahons gezeigt wird, liegen die östlichen Talhänge zwischen Görsdorff und Gunstett wie eine sanftgeneigte Ebene. Die Deutschen wurden tatsächlich in allen Bewegungen gesehen bis zu dem Augenblick, wo sie beim Heraustreten aus dem Westrand von Wörth reif fürs Chassepotfeuer waren.

In der Rheinebene und hoch an den Vogesen hinauf gibt es im Elsaß besonders viel lichte Wälder hochstämmiger Buchen und Eichen, wo die ziemlich dicht stehenden Bäume schlank emporstreben. Sehr passender Wald zum Feuergefecht! So ist der Wald hinter Fröschweiler, wo am Nachmittag des 6. August Ducrot gegen die nachstürmenden Bayern und Preußen den Rückzug Mac Mahons zu decken suchte. Wo die von Reichshofen kommende Straße den Wald verläßt, ist noch ganz gut der rechtwinklige Einschnitt kenntlich, wo die 82er eine von den Ducrotschen Batterien nahmen, die den Deutschen in Fröschweiler so großen Schaden zugefügt hatten.

Den Rhein im Osten, der ebenso dazu gehört, muß man sich allerdings denken, denn Wörth liegt schon ganz in den Vorbergen, und der Blick dringt nicht bis Hagenau hinter seinem breitem uralten Forste. Doch wird es von dieser Höhe aus auch dem an strategische Blicke nicht Gewöhnten klar, wie die Franzosen von dieser Vorstufe der Vogesen herab die südlich sie umwindenden Wege nach Bitsch und Zabern decken und den gegen Straßburg Vordringenden in der rechten Flanke bedrohen wollten. Das stille Hagenau lag damals außer Schußweite, und seine Besetzung durch die badische Division an jenem 6. August erwies sich als ganz überflüssige Vorsicht, da die Franzosen an nichts weniger dachten, als ihre ohnehin schon schwachen Truppen durch eine Entsendung in den Rücken der Deutschen zu verringern.

3. Hagenau gehört zu den elsässischen Städten, die unter deutscher Herrschaft auffallend gewonnen haben. Es ist vielleicht auch mit einer gewissen Vorliebe behandelt worden, die weniger der alten „Barbarossastadt“ galt, als dem Mittel-

punkt einer ruhigen, fleißigen, vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung. Hagenau ist ohnehin mehr, als was man bei Bädeker und Konsorten unter Landstädtchen versteht. Es trägt noch Spuren davon, daß es einst ein Lieblingssitz deutscher Kaiser war. Die schöne Basilika der St. Georgskirche mit ihren schweren romanischen Säulen und Bogen und ihrem gotischen Chor ist von Barbarossa gegründet. Der aus jenen Zeiten her der Stadt zu eigne Hagenauer Forst läßt der Stadt solche Einkünfte zufließen, daß sie sich den schönen Luxus prächtiger Gartenanlagen gestatten kann, um die einige deutsche Städte von der zehnfachen Einwohnerzahl sie beneiden könnten. Die imposante Hopfenhalle zeigt, daß Hagenau der Mittelpunkt einer fruchtbaren Landschaft ist. Leider hat Hagenau durch den Rückgang der Hopfenpreise und die damit eingetretene Beschränkung des Hopfenbaues in den letzten Jahren an Wohlstand eingebüßt. Eine neue Errungenschaft sind die ausgedehnten Kasernenbauten, die vom leicht erhöhten Süden auf die Stadt herabschauen.

„Grenzboten", 1898.

Von Weißenburg bis Metz.

Otto Kaemmel.

1. Bei Niederbronn treten Straße und Eisenbahn ins Gebirge ein. Zwischen den steilen Waldbergen ziehen sie das enge Tal des Falkensteinerbachs hinauf, und nachdem die Bahn den weiten Waldkessel von Bannstein verlassen hat, windet sie sich langsam nach Bitsch aufwärts, oft durch tiefe Einschnitte zwischen roten Sandsteinfelsen und fast immer durch dichten Laubwald. Bei einer Biegung erscheint Bitsch, die Festung hochthronend auf schroff abfallenden Sandsteinfelsen, ihr zu Füßen die kleine Stadt. Sie mußte 1870 von den deutschen Kolonnen umgangen werden und fiel erst mit dem Waffenstillstande; auch jetzt wird sie noch als Sperrfort festgehalten und hat ein ganzes Regiment, das neugebildete

132. als Besatzung. Von hier aus tritt mehr der Charakter der Hochebne hervor, bei Lemberg hört auch der Wald auf; weite bebaute, dünnbevölkerte Flächen breiten sich aus, und die Vogesen verschwimmen am westlichen Horizont als gradliniger niedriger Gebirgszug. So geht es hinein nach Lothringen, hinunter in das Gebiet der Saar. Bei Saargemünd erscheinen unvermutet schwerbeladne Kohlenschiffe auf dem Kanal und auf dem Flusse, ein ausgedehnter, höchst belebter Bahnhof tut sich auf, zahlreiche stattliche Neubauten beweisen, daß die Stadt, der Sitz eines Landgerichts und einer starken Garnison, unter deutscher Herrschaft in raschem Aufblühen ist.

2. Während die Bahn nach Metz geradeswegs über die lothringische Hochebne läuft, folgt die Linie nach Saarbrücken dem breiten Saartale und erreicht etwa in einer Stunde Saarbrücken, also das dritte der Augustschlachtfelder, den Punkt der ersten deutsch-französischen Zusammenstöße. Von der Eisenbahn sieht man das Schlachtfeld nirgends, denn zunächst schiebt sich der Höhenzug des Stiftswaldes von St. Arnual vor, dann der Hügelkranz, auf dem sich südwärts Saarbrücken teils mit zusammenhängenden Häusermassen, teils mit Villen und Gärten hinaufzieht, und dessen westlichen und höchsten Ausläufer, den Winterberg, ein Aussichtsturm krönt, während sich die Schwesterstadt St. Johann auf dem andern Ufer nach den Höhen bis zum Bahnhof hinauf ausdehnt. Dieses reichbebaute Talbecken ist lange der Gegenstand französischer Begehrlichkeit gewesen und wurde 1870 der Schauplatz einer wichtigen Entscheidung. Durch diese ab- und ansteigenden Straßen, über diese Brücken drängten am heißen 6. August die deutschen Bataillone vorwärts, ohne Weisung von oben, ja gegen den Willen der obersten Heeresleitung, erfaßt von stürmischer Kampfbegier und dem Eifer, den bedrängten Kameraden da vorn zu helfen, dem Kanonendonner nach, der von Süden herüberdröhnte. Erst wenn sie die Höhe des (alten) Exerzierplatzes an der Straße nach Forbach und Metz erstiegen hatten, sahen sie den Kampfplatz vor sich. Dort senkt sich die Straße, damals von Spitzpappeln („Spitzpäppli" heißt es hier) eingefaßt, von dem Höhenzug in eine flache Telle hinunter und strebt über die alte Grenze hinaus

dem lothringischen Sohrbach zu, das an der turmgekrönten Pyramide des Schloßberges schon aus der Ferne kenntlich wird. Nach kaum einer Viertelstunde erreicht sie bei der Goldnen Bremm, dem 1870 vielgenannten Wirtshause an der Grenze, den Fuß der Spicherer Höhen. Sie ziehen sich wie ein ziemlich gleichmäßig verlaufender Wall als Abfall der Hochebene vom Stiftswalde von St. Arnual her, der als ihr östlicher Ausläufer bis dicht an die Saar heranreicht, in ost-westlicher Richtung bis an die Straße heran, so daß, da an diese auch von Westen her Anhöhen herantreten, bei Stieringen-St. Wendel eine Art Engpaß entsteht, durch den nebeneinander Eisenbahn und Straße laufen. Da sich die Höhen über dem Niveau der Ebne durchschnittlich 100 bis 120 Meter erheben und die meist bewaldeten Abhänge hier ziemlich steil abfallen, so war die Stellung des Korps Frossard da oben sehr stark. Besonders schwere Opfer kostete die Erstürmung der Mitte, des weit nach Norden vorspringenden Roten Berges, der heute fast kahl ist und auch 1870 nur Obstbäume trug, also den Angreifern wenig Deckung bot. Auf dem dort in mannigfachen Windungen hinaufziehenden Fahrwege wurden die ersten deutschen Geschütze mit der äußersten Anstrengung nach der Höhe gebracht. Zahlreiche Denkmäler und Gräber bezeichnen auch hier die Richtungen des deutschen Angriffs. Viele deutsche Toten aber, namentlich solche, die später ihren Wunden erlegen sind, haben ihre Ruhestätte auf einem besonderen Friedhofe gefunden, im „Ehrenthal" am Fuße des Exerzierplatzes westlich von der Straße.

3. Die Schlacht bei Saarbrücken öffnete den deutschen Heeren Lothringen. Schon am 9. August zog König Wilhelm in Saarbrücken ein, am 11. überschritt er die Grenze, und in ununterbrochenen Zügen wälzten sich tagelang die deutschen Heeresmassen nach Lothringen hinein. Es ist ein grünes, fruchtbares Flachland, von einzelnen Waldparzellen und zahlreichen Ortschaften besetzt. Hier hat die deutsche Verwaltung auch darin scharf durchgegriffen, daß sie im deutschen Sprachgebiet die alten deutschen Ortsnamen überall an Stelle der verwelschten wiederhergestellt hat und nur diese amtlich braucht. Es heißt also Herlingen für Herny, Falkenberg statt Fauc-

quemont, Finſtingen ſtatt Sénétrange, Groß-Tännchen für Grand-Tenquin, Saargemünd für Sarreguemines u. a. m. Dagegen hat ſie im franzöſiſchen Sprachgebiet die franzöſiſchen Ortsnamen faſt immer unverändert gelaſſen. Dieſes Gebiet beginnt indes erſt wenige Meilen öſtlich von Metz, und hier zeigt auch die Bauart der Dörfer ſofort ein anderes Volkstum: die breite Dorfgaſſe, die ſtadtartig geſchloſſene Häuſerreihe, das getünchte einſtöckige Steinhaus mit der Langſeite nach der Straße und nur wenigen großen Fenſtern unter breitem, flachem Ziegeldach, davor der Düngerhaufen, aber ſelten ein Garten, das Ganze oft ſchadhaft, unfreundlich, wenig einladend.

4. Metz ſelbſt verrät ſich dem von Oſten Kommenden zuerſt durch die grünen Wälle des Forts Göben (Queuleu) auf flacher Anhöhe; dann ſenkt ſich die Eiſenbahn in das breite Moſeltal hinunter, und plötzlich entfaltet ſich in ganzer Ausdehnung ein impoſantes Stadtbild: eine langgeſtreckte helle Häuſermaſſe, darüber, alles hoch überragend, der mächtige Dom. Ein großartiger Bahnhof vor den Wällen nimmt den Ankömmling in ſeiner weiten Halle auf, die deutſchen und faſt nur deutſchſprechenden Schaffner rufen „Metz“ ſo gleichmütig-geſchäftsmäßig aus, als ob ſie „Erfurt“ ſagten, und draußen empfangen den Fremden die Hoteldiener mit deutſcher Anrede.

Das iſt alſo das mehr als drei Jahrhunderte lang, von 1552 bis 1870, franzöſiſche Metz, einſt die ſtärkſte Feſtung Frankreichs, die auch vor 1552 zwar eine deutſche Reichsſtadt, aber niemals eine national-deutſche Stadt geweſen iſt: Metz iſt heute eine deutſche Kolonie inmitten einer franzöſiſch redenden Bevölkerung; es iſt keine national-franzöſiſche Stadt mehr. „Grenzboten“, 1898.

II. Aus der Pfalz.

Der Dom zu Speyer. H. Knackfuß.

1. Ein herrliches und erhabenes Bauwerk, von dem man unbedingt behaupten kann, daß es die schönste Blüte des romanischen Stiles in deutschen Landen sei, ist der gewaltige, alle bis dahin diesseits der Alpen aufgeführten Bauten an Größe übertreffende Dom, den Konrad II. in der getreuen Stadt Speyer gründete, mit der Bestimmung, daß er ihm und seinen Nachfolgern als Begräbnisstätte dienen sollte.

2. Ungewöhnliche Mittel wurden auf den Bau verwendet, und als den rastlos tätigen Herrscher ein früher Tod ereilte, war die eigentliche Kaisergruft vollendet, die wunderbar großartige und schöne Krypta, ein Wald voll Säulen voll ernster, feierlicher Erhabenheit. Als der erste einer langen Reihe von Kaisern fand der Stifter in dieser ihrer Bestimmung würdigen Unterkirche seine Ruhestätte. Konrads Enkel, Heinrich IV., brachte das „wundervolle und kunstreiche Werk" zu Ende, nachdem er zu diesem Zwecke die erfahrensten Bauverständigen, Künstler und Handwerker von allen Enden seines Reiches zusammenberufen. Weit und breit ward der Bau wegen seiner Größe, Stärke und Schönheit gepriesen als „höchsten Lobes würdig und die Werke der alten Könige übertreffend".

3. Der Dom ist eine regelrecht angelegte kreuzförmige Basilika mit westlicher Vorhalle, dreischiffigem Langhaus, einem aus drei gleichen Quadraten bestehenden Querschiff und halbrunder Apsis am östlichen Chorende. Er übertrifft den Mainzer Dom an Länge der Vorderschiffe, während er ihm an Höhe und Breite ungefähr gleich ist; aber er erscheint höher als dieser durch die an allen Pfeilern emporsteigenden schlanken Halbsäulen, die den Blick immer wieder nach oben ziehen. Die vollständige Überwölbung war hier allem Anschein nach von vornherein beabsichtigt.

4. An der Nordseite der Kirche ist die St. Afrakapelle angebaut, die in den Jahren 1097 bis 1103 errichtet wurde.

Als Kaiser Heinrich IV. sein prüfungsreiches Leben beschlossen hatte und seiner Leiche die Ruhe in der Gruft des von ihm vollendeten Gotteshauses versagt wurde, stand in dieser damals noch ungeweihten Kapelle der Sarg fünf Jahre lang, bis der Bann von dem Toten genommen war.

5. Schon im Jahre 1159 wurde der Dom durch eine Feuersbrunst teilweise zerstört; viele Menschen verloren dabei ihr Leben durch den Einsturz der Gewölbe. Von neuem wurde das Heiligtum in den Jahren 1289 und 1450 durch Brände heimgesucht; aber der Kern des stolzen Gebäudes blieb immer unversehrt. Schlimmer erging es ihm, als es durch französische Truppen absichtliche Zerstörungen erlitt. Bei der mordbrennerischen Verwüstung der Pfalz im Jahre 1689, als Speyer in Asche gelegt wurde, gestattete General Montclar den Bürgern, ihre Habe in den Dom zu flüchten, und — ließ diesen dann anzünden; was der Brand übrig ließ, sollte gesprengt werden; doch verhinderte ein Befehl des Marschalls Duras diese Schändlichkeit. Mit scheußlichster Roheit wurden damals und vier Jahre später noch einmal die Kaisergräber durchwühlt und geplündert, die Grabsteine zerstört und die Gebeine der Fürsten zum Teil zerstreut. Die Krypta selbst ist indes vollständig erhalten. Fast ein Jahrhundert lang blieb die Kirche Ruine, und als sie kaum wiederhergestellt war, wurde sie in den Zeiten der französischen Revolutionskriege abermals in empörender Weise verwüstet, schließlich zum Heumagazin eingerichtet.

6. Im Jahre 1814 war Speyer an das Königreich Bayern gekommen. König Ludwig I. ließ das Innere des ehrwürdigen Baudenkmals glänzend ausschmücken und darauf auch die 1689 eingestürzten westlichen Türme samt der Vorhalle mit ihrer Kuppel wieder aufführen, in möglichster Übereinstimmung mit den erhaltenen Ostteilen; an diesen mußte nur der Giebel über der Apsis erneuert werden; noch später wurde — nach Ausgrabungen im Jahre 1900 — auch für würdige Erneuerung der Grabstätten in der Krypta Sorge getragen. So steht dieses vollendetste Denkmal des romanischen Stiles jetzt wieder in voller Würde da und übt in seiner stolz erhabenen

Majestät, die von der Sinnesgröße des trotzig-starken Geschlechtes der Salier zu erzählen scheint, einen unvergleichlichen Eindruck auf den Beschauer aus.

„Deutsche Kunstgeschichte".

Die Pfälzer. A. Kirchhoff.

1. Die Pfalz ist längst von der politischen Karte verschwunden, aufgegangen in das nördliche Baden, Südhessen und die bayrische Pfalz. Aber sie besteht noch als annäherungsweise kreisförmiger Wohnraum des pfälzischen Volksstammes.

Franken sind die Pfälzer, aber in Mundart und Charakter haben sie manches von den rheinischen Schwaben, den sogenannten Alemannen, angenommen. Der Pfälzer sagt „du bischt", aber „er iß", redet also in der zweiten Person schwäbisch, in der dritten fränkisch. In der Blutmischung scheint indessen das fränkische Element weitaus überwogen zu haben. Das leichtblütige Element des Pfälzers harmoniert mit dem lachenden Himmel der Pfalz, dem volkstümlichen Weingenuß, dem bewegten Großverkehr, der von jeher dieses berufene Durchzugsland durchpulste. Aber das Land selbst mit seinem Ernteseegen an allen in Deutschland überhaupt anbaufähigen Früchten von Halm und Baum, an massenhaftem Tabak und Hopfen, mit seinem gewaltigen Handelsbetrieb in eigenen und Durchzugswaren, seinen jungbegründeten, doch rüstig emporgebrachten Industrien wäre nicht, was es ist, ohne die schneidige Tatkraft der Pfälzer. Man preist immer den fruchtbaren Löß- und Schwemmlandboden dieses reichen Landes, aber man vergißt über der lauten Fröhlichkeit, der nie muckerhaft verhehlten Genußfreude seiner Bewohner zu leicht deren Fleiß und Fortschrittsgeist, ohne die der Reichtum der Pfalz nie die derzeitige Höhe zu erreichen vermocht hätte. Daß die Pfälzer zu den rührigsten Landwirten in Deutschland gehören, haben sie nach dem Dreißigjährigen Krieg bewiesen: zehn Jahre nach dem Friedensschluß, als im übrigen Deutschland noch fast überall die Felder vertriftet lagen, war die im

vorangegangenen Krieg furchtbar verwüstete Pfalz wieder einem wohlbestellten Garten gleich. Mit der unvertilgbaren Schnellkraft des Pfälzers verbindet sich sein Brennen auf Erwerb, wie es ein heimischer Volksdichter von seinen Landsleuten auf gut Pfälzisch ausjagt:

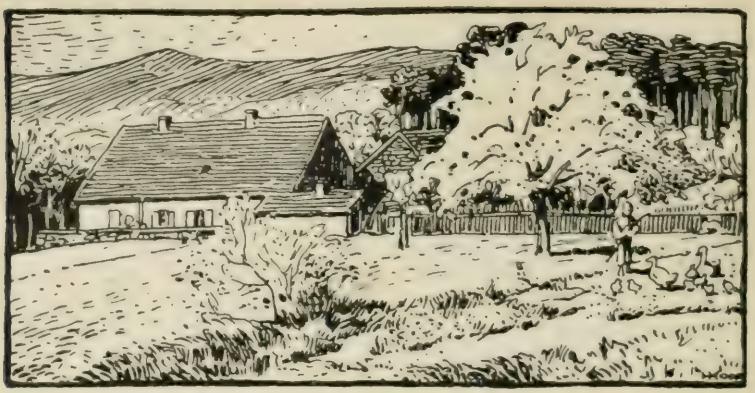
„Mar is uff darre Welt (frailich aach Gott zu ehrn)
Jo doch for sunscht nix do, als for ze proffedeern."

2. Bekenntniseinig ist zufolge der alten territorialen Zersplitterung die Pfalz nicht; aber die protestantisch-reformierte Lehre kommt dem Wesen des Volkes am nächsten. Gemüt darf man trotzdem dem Pfälzer keineswegs absprechen, das verbietet schon seine Vorliebe für die Blumenwelt. In den wohlhabenden Hartdörfern geht man auf der Straße wie durch eine Ausstellung prächtiger Topfblumen, und selbst das ärmste Westrichdörfchen läßt den Blumentopf auf dem Fensterbrett nicht vermissen, selbst wenn daneben die zerbrochene Scheibe mit Lumpen verstopft wäre. Musterhafte Ordnung oder gar kasernenhaftes Einerlei zeichnet überhaupt die Pfälzer Dörfer nicht aus; die Reicheren streben städtische Bauart an, doch wahrt jedes Haus gleich seinem Herrn individuelle Selbständigkeit, in malerischer Unordnung stehen die Häuser bald in regellosen Gruppen, bald städtisch in Reihe, neben einem Erkerbau eine niedrige Hütte. Die Weindörfer erkennt man sofort an dem Hochparterre als Rückwirkung des hochgewölbten Kellers, an dem besonders liebevoll mit allerhand Ornamentik verzierten Steinschieber vor dem Kellerloch und am hohen Bogen des Hoftors, dem Triumphbogen für den hochbeladenen Erntewagen. Ein wenig Renommage gehört ja schon zum bäuerlichen Selbstbewußtsein des Pfälzers, der sein Licht nach allgemeiner Stammesart nicht unter den Scheffel stellen mag. Seine Reben zieht sich der pfälzische Landmann am liebsten auch am Haus, wo sie, auf starken Pfählen ruhend, oft den ganzen Hof überschatten. Nach einer schönen pfälzischen Sitte verbringt man warme Sommerabende unter solcher Rebenlaube im Geplauder mit Nachbarn und Freunden im Freien. Natürlich liegt der Pfälzer in Mußestunden als guter Franke auch gern am weinumrankten Fenster, Zwiesprache zu halten mit Vorübergehenden. Zu

dem nämlichen Zweck bewahrt er sich die alte Form der Haustüre, die sich quer scheidet in Ober- und Unterteil; da kann er, bloß den Oberflügel öffnend, bequem auf den eingeklinkten unteren Teil sich lehnen, um mit der Außenwelt zu verkehren. Bis in die Großstädte hinein läßt sich in den Ortschaften der Pfalz die italienische Neigung verfolgen, bei geselligem Austausch der Gedanken die Grenze von Obdach und Straße zu verwischen. Selbst in Mannheim sieht man an schönen Sommerabenden überall die Fenster geöffnet, in denen des Erdgeschosses lehnen oder sitzen Männer und Frauen, vorüberkommende Freunde sammeln sich gruppenweise davor zu gemütlichem Geplauder.

3. Im schlagfertigen Reden ist der Pfälzer nicht minder groß als im schlagfertigen Führen von Karst und Spaten. Da scheidet er sich scharf vom nachdenklich schweigsamen Schwaben. Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen. Der Pfälzer meint: „Besser, du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts.“ Nähert man sich am Sonntag einem pfälzischen Wirtshaus, so schallt einem häufig ein Wortgebraus entgegen, daß man meint, es gäbe Mord und Totschlag; tritt man aber ein, so findet man eine Handvoll Leute beisammen, die sich ganz friedlich vom Wetter und von ihrer Tabakernte unterhalten. Stets lustig und guter Dinge, will der Pfälzer vor allem den „Forschen“ herauskehren, sich den Ruf des „Schlitzöhrigen“ verdienen, d. h. eines durchtriebenen Galgenstricks, der dem Büttel entwischt ist, von ihm aber schon durch den Schlitz am Ohr gezeichnet wurde. Auf Schliff und Bildung hält er etwas. Geistesbildung ist auch tatsächlich in den breitesten Schichten der Bevölkerung zu finden, doch haftet sie mehr an der Oberfläche, ohne in die Tiefe zu dringen. Deutsche Kunst und Wissenschaft weiß wenige Meisternamen aus der Pfalz zu nennen, es sei denn, man rechne Frankfurt, die Stadt Goethes, zur Pfalz. Indessen dies lebensvolle Zentrum, in dem sich ähnlich wie zu Wien im östlichen Mitteleuropa die wichtigsten Straßen aus den verschiedensten Richtungen treffen, liegt bereits an der Schwelle des norddeutschen Rheingebiets, auf das man irrtümlich den Namen des Mittelrheins zu beschränken pflegt.

(Hans Meyers „Deutsches Volkstum“.)



Durch die pfälzische Hardt.

H. Hansjakob.

1. Der heutige Tag soll mich durch den schönsten Teil meiner Reise führen, durch die pfälzische Hardt, die Rivalin des Rheingaues.

Ich will an diesem einen Tag die ganze Hardt, die obere, die mittlere und die untere bis Dürkheim durchqueren, diesen vielgepriesenen Landstrich, von dem ich schon so viel gehört, den ich aber bis heute nur im Vorbeifahrer vom Eisenbahnwagen aus gesehen hatte. Der Himmel ist trüb, aber warm, und an den Hauptpunkten lachte die Sonne für kurze Zeit über das liebliche Land, so daß ich mit dem Wetter zufrieden sein konnte. Um neun Uhr verließ ich Landau ...

2. Bei dem ersten Dorfe, Nußdorf, auf einer Höhe angekommen, wurde ich schier trunken von dem Blick, der sich mir eröffnete auf die vom üppigen Ackerland umgebenen Dörfer der Rheinebene, auf das Hardtgebirge mit seinen Schlössern und Kapellen und auf das Rebenmeer, welches sich über die Hügel zwischen Ebene und Gebirge ausbreitet. Erst hier muß man singen und sagen: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's". Auf das rechte Rheinufer paßt dieser Spruch nicht in so hohem Maße wie auf das linke. Und wenn der Vater Rhein etwas näher an der Hardt hinflösse, wenn ihre Burgen

sich spiegeln könnten in seinen Wassern, dann müßte das Rheintal unterhalb Mainz zurückstehen ... Rebhügel auf und Rebhügel ab ging's weiter durch ein Meer von Weingärten, die aufs sorgfältigste gepflegt und bebaut waren, was mir, dem ehemaligen, langjährigen Pfarrer in einem Weindorf am Bodensee, nicht entging. Hier, am schwäbischen Meer, werden die Reben auch sorgfältig behandelt und bebaut, aber die Pfälzer übertreffen die Rebleute des Bodensees noch bei weitem. Ihre „Wingerte" sind gepflegt wie Frühbeete, und kein unnützes Gräslein ist in ihnen zu sehen.

3. Zwischen den Rebhügeln oder über sie hin liegen die Weindörfer oder richtiger, Weinstädtle mit gepflasterten Straßen und eleganten, stilvollen Wohnhäusern. Bauern kann man die Bewohner dieses Weinlandes nicht nennen; sie sind halb Handelsleute, halb Gärtner — darum haben sie auch keine Bauerndörfer. Und diese Städtle-Dörfer folgen sich ungemein rasch, ein Beweis für die Ergiebigkeit und Ernährungsfähigkeit des Bodens ... In dem Dorfe Böchingen fand ich alle Häuser verziert mit Fahnen, Kränzen, Maibäumen und glaubte, es gelte der Fronleichnamsprozession. Es war aber am Sonntag ein Kriegerfest gewesen, und dem galt die Ehre. Die fröhlichen Pfälzer zu Böchingen schienen heute, am Dienstag, noch Nachfeier zu halten; sonst hätten sie den Schmuck gestern schon entfernt... In dem stattlichen Dorfe Rhodt ließ ich vor einem freundlichen Wirtshause halten und Josef, dem Kutscher, einen halben Liter auf den Bock reichen. Ich nippte auch an dem Wein und fand ihn um den Preis von 50 Pfennig gar köstlich...

Zwischen Rhodt und Edenkoben zeigt sich am Gebirge drüben der Sommersitz, den Ludwig I. von Bayern sich von 1846 bis 1852 bauen ließ. Es soll eine stilvolle Villa sein, von weitem gesehen sieht sie aber aus wie ein Ausstellungsgebäude. Reizend liegt auf einem der zahllosen Rebhügel das Städtchen Edenkoben. Ob sein Name von Eden, d. i. Paradies und Koben, d. h. Pferch, herkommt, weiß ich nicht; aber das sehe ich heute, daß das Städtchen in einem Paradies gelegen ist. Ein Paradies, zu welchem sich Berg und Wald, Schlösser

und Burgen, rebenumschlungene Hügel, waldige Täler und liebliche Dörfer in sattem Lachen vereinigt haben.

4. Gleich hinter dem Werderberg zeigt sich die alte Kropsburg und zu ihren Füßen ungemein reizvoll das alte Dörfchen St. Martin. Das Rebenmeer nimmt zu, Gebirg, Hügel und Ebene überziehend, je mehr wir uns dem großen Städte-Dorf Maikammer nähern, das behäbig über einem Hügel hinliegt. Maikammer macht seinem Namen alle Ehre; es ist ein richtiger Residenzort für Maienblüte und Maienluft, und die Natur ringsum ist ein stetes Maienlachen .... Durch das Rebenmeer fuhr ich auf einem kleinen Umweg Diedesfeld zu und wandte mich, einmal hier, noch vollends dem Gebirge zu, von welchem der höchste Punkt der Hardt, der Kalamit, stolz ins reiche Land herabsieht. So kam ich durch Mittel- und Oberhambach und beim erstern Dorf an den Fuß des Hambacher Schlosses, dessen Name noch sonnig hineinleuchtet in meine Knabenjahre, in denen ich von der Pfalz nur diesen Namen kannte und den der Stadt Pirmasens.

Um Mittag war ich in Neustadt, dem politischen Paris der Pfalz. Gar schön präsentiert sich diese kleine Stadt. Sie

liegt zwar in einem engen Talriß; aber ihre Umgebung: Waldberge, Weinland, Ebene und die zahlreichen Burgen, Ruinen und Landsitze auf den Höhen, machen sie ungemein reizvoll.

5. . . . Zwischen Neustadt und Dürkheim, wo ich heute ein Nachtquartier nehme, liegt das berühmteste Weingebiet der Pfalz. Auf ihm wachsen die edelsten Weine dieses gottgesegneten Landes. War ich den ganzen Vormittag über durch Weingärten und über Weinhügel gefahren, so wurde diesen Nachmittag dieses Meer zu einem großen Ozean, der noch weiter hinaus in die Ebene sich ergoß . . . Prächtig in einer waldbergumsäumten Hochmulde am obern Rande eines Meeres von Weingärten liegt Dürkheim. Es soll den größten Besitz an Weinbergen in ganz Deutschland haben, und viele reiche Weingutsbesitzer wohnen daselbst. Ihren Ursprung verdankt die Stadt dem benachbarten Kloster Limburg, das an diesem Scheidepunkte zwischen Gebirg und Rheinebene zuerst eine schützende Burg errichtete.

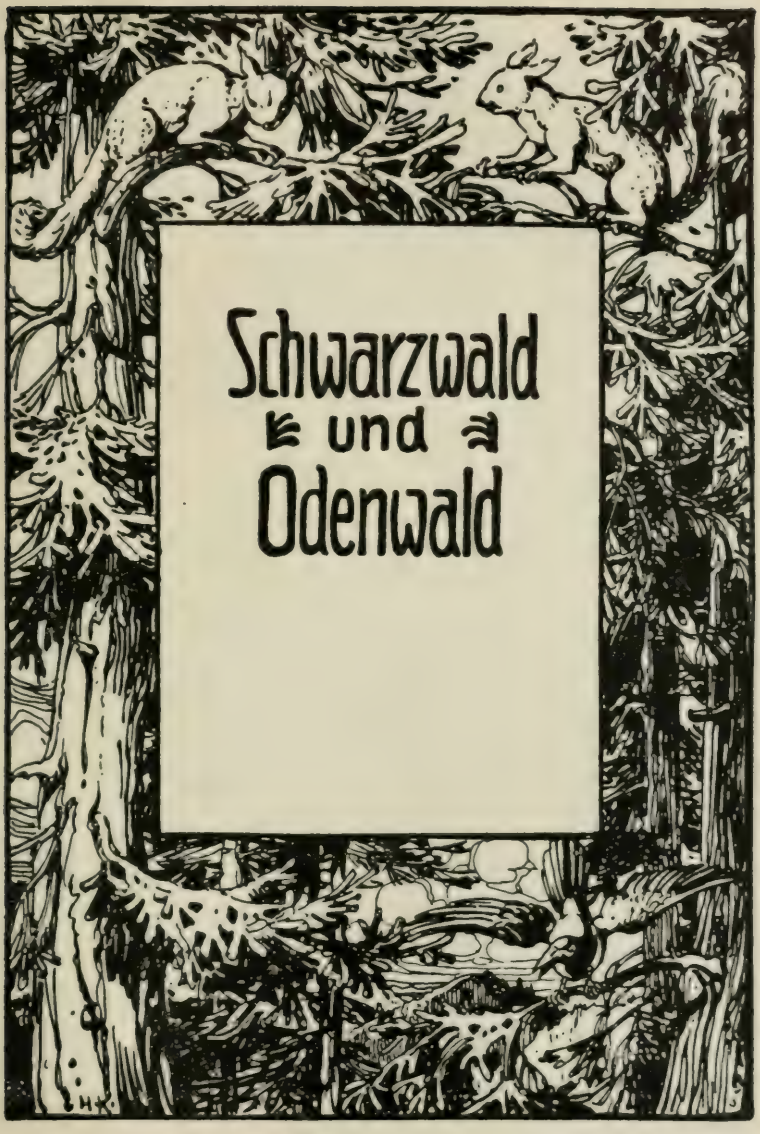
6. . . . Da es noch ziemlich früh am Abend war, konnte ich noch zu den Ruinen der Abtei Limburg hinauffahren. Ich bin schon vor mancher Klosterruine gestanden, auch schon vor manch klassischen Trümmern des Altertums, aber so Herrliches und Gewaltiges an Tempelruinen hab' ich nie gesehen. Romanische und gotische Bauwerke erheben sich trümmerhaft vor uns in einer Majestät und Schönheit, die einen sprachlos macht. Daß die alte romanische Basilika, die noch am meisten von der Zerstörung verschont wurde und, zu der Kaiser Konrad II. im Jahre 1027 den Grundstein legte, später mit gotischen Türmen und Spitzbogen versehen wurde, macht die Ruinen nur noch malerischer. Fürwahr, es muß diese Kirche, als sie noch unversehrt und in ihrer ersten Reinheit des Stils dastand, an Hoheit und Majestät dem Dom von Speyer ebenbürtige Konkurrenz gemacht haben. Am gleichen Sommertage, da Kaiser Konrad morgens vier Uhr den Grundstein legte zur Abtei-Kirche Limburg, ritt er noch nüchtern den achtstündigen Weg nach Speyer und legte auch dort den Grundstein zum Dom.

Die Abtei Limburg, deren Reichtum ihr inneres und äußeres Unglück war, wurde 1504 von dem wilden Grafen Emich von Leiningem, der auf der benachbarten Hartenburg saß, durch Brand zerstört, weil er das Vogteirecht über sie an die Pfalzgrafen von Heidelberg verloren hatte. Heute ist auch sein Stammsitz eine Ruine.... Die Mönche von Limburg hatten eben begonnen, ihr durch den Leininger zerstörtes Gotteshaus wiederherzustellen und die heute noch sichtbaren gotischen Bauwerke zu errichten, als die Reformation dazwischentrat, in deren Verlauf die Kurfürsten von der Pfalz das Kloster endgültig aufhoben....

Von Dürkheim herauf grüßten die Abendglocken, als wir wieder bergab fuhren. Wald und Berg und Tal lagen im tiefsten Abendfrieden vor uns....

Bei Grethen, das malerisch inmitten waldiger Berge gelegen ist und zu dem die Ruinen von Limburg ernst herabschauen, verlassen wir die Hardt und sind im „Westrich", dem waldigen, rauhen Bergland der Pfalz, das bis zur preußischen Grenze hinabzieht, und dessen Bevölkerung noch mehr keltisch-gallisches Blut hat als die Vorderpfalz.

„Sommerfahrten", Stuttgart 1904.


Schwarzwald
und
Odenwald

A. Im Lied.

Wie jung Werner in den Schwarzwald einreitet. — V. v. Scheffel.

a) Gruß an den Schwarzwald.

Auf zum Schwarzwald schwingt mein Lied sich
auf zum Feldberg, wo das letzte
Häuflein seiner Berggetreuen
trotzig fest nach Süden schauet
und bewehrt im Tannenharnisch
Grenzwacht hält am jungen Rhein.
Sei gegrüßt mir, Waldesfriede!
Seid gegrüßt mir, alte Tannen,
die ihr oft in euern Schatten
mich, den Müden, aufgenommen!
Rätselhaft verschlungen senkt ihr
in der Erde Schoß die Wurzeln,
Kraft aus jenen Tiefen schöpfend,
deren Zugang uns verschlossen.
Und ihr neidet nicht des flücht'gen
Menschenkindes flüchtig Treiben,
lächelnd nur — zur Weihnachtszierde
schenkt ihr ihm die jungen Sprossen.
Auch in euren Stämmen lebt ein
stolzes, selbstbewußtes Leben,
harzig Blut zieht durch die Adern,
und es wogen die Gedanken
schwer und langsam auf und nieder.
Oft sah ich die zähe, klare
Träne eurer Rind' entquellen,
wenn im Forst ein rauher Axthieb
frevelnd die Genossin fällte!
Oft auch hört' ich eure Wipfel
geisterhaft zusammenflüstern,
und es zog mir durch die Seel' ein
süß geheimisvolles Ahnen.
Zürnt drum nicht, wenn hell mein Sang jetzt
einzieht in das Waldrevier.

b) Frühlingskommen.

S' war im März. Noch trieb der Winter
Mummenschanz; die Äste hingen,
mit phantastischen Eiskristallen
schwer geziert zur Erde nieder.
Da und dort nur aus dem Grunde
hob das junge Köpflein schüchtern
Anemon' und Schlüsselblume.
Wie der alte Patriarch einst
in der Sündflut Wassernöten
ausgesandt die weiße Taube:
So von Winters Eis umlastet
schickt die Erde ungeduldig
fragend aus die ersten Blumen,
fragend ob nicht der Bedränger
in den letzten Zügen liege. —

Sausend von des Feldbergs Höhen
kam der Meister Sturm gefahren,
der erfreut sich, als zum dunkeln
Tannwald er sich niedersenkte;
sprach: „Ich grüß' euch, feste Freunde;
denn ihr wißt, warum ich komme. —
Glauben da die Menschenkinder,
wenn ich einem just vom Haupte
seinen alten Hut entführe:
ich sei da, um sie zu schrecken.
Traun, das wär' ein sauber Handwerk,
Schornstein knicken, Fenster brechen,
Strohdach in die Lüfte zetteln,
altem Weib den Rock zerzausen,
daß sie betend sich bekreuzet!
Doch ihr Tannen kennt mich besser,
mich, des Frühlings Straßenkehrer;
der, was morsch, zusammenwettert,
der, was faul, in Stücke schmettert,
der die Erde sauber feget,
daß sein strahlender Gebieter
würdig seinen Einzug halte.

Und euch, ſtolzen Waldgenoſſen,
die ihr mir mit ehr'ner Stirn oft
tapfern Widerpart gehalten,
deren Stämmen ich ſo manches
blaue Mal am Schädel danke,
anvertrau ich mein Geheimnis:
Balde kommt er ſelbſt, der Frühling;
und wenn dann der junge Sproß grünt,
Lerch und Amſel jubilieren,
und der Lenz mit warmer Sonn' euch
luſtig auf die Häupter ſcheinet:
Dann gedenkt auch meiner, der ich
als Kurier in ſeinem Dienſte
heut an euch vorbeigeſauſt!"
Sprach's und ſchüttelte die Wipfel
derb und kräftig, — Äſte knarren —
Zweige fallen — und ein feiner
Nadelregen praſſelt nieder.
Doch die Tannen nahmen ſeine
Huld'gung ſehr ungnädig an,
aus den Wipfeln tönt die Antwort,
ein Geſchimpf ſchier war's zu nennen:
„Unmanierlicher Geſelle!
Wollen heut nichts von euch wiſſen,
und bedauern, daß die feinſten
Herrn die gröbſten Diener haben.
Packt euch weiter in die Alpen,
dort ſucht Nüſſe euch zu knacken,
dort ſtehn kahle Felſenwände,
unterhaltet euch mit denen!"

„Der Trompeter von Säkkingen".

Auf dem Schwarzwald. Wilhelm Jenſen.

Die Wolken ziehen vom Mittag her,
weißleuchtende Segel in blauem Meer.

Wie alte Tempelſäulen ſtehn
ernſtgraue Felſen; im Windeswehn
darüber wallend ein grüner Kranz,
und um ſie im ſchimmernden, flimmernden Glanz,
wie reiches Geſchmeide,
rotblühende Heide.

Doch im Dämmern des Waldes in mooſiger Kluft
von Tannennadeln ein ſchauernder Duft;
ein Lichtſtrahl, der verloren irrt,
ein plätſchernd Quell, ein Tauber girrt;
verhallend ſtößt der kreiſende Weih
fernher aus den Lüften klagenden Schrei
hoch über den Zweigen;
ſonſt tiefes Schweigen.

Im Gerank und Geſtein ein Pfad noch kaum,
nur einſame Wildnis im Mittagstraum.
Da ſchillert es auf wie ein ſpiegelnder Bach,
aus ſilbernen Schindeln ein glitzerndes Dach,
eine letzte Behauſung, weithin allein
und verlaſſen im zitternden Sonnenſchein;
nur Riſpen und Ranken
liſpeln und ſchwanken.

Kein Laut; weit offen das graue Tor,
zwei winz'ge Geſchöpfchen nur knien davor;
ein Büblein, ein Mägdlein, zuſammengeſchmiegt,
barfüßig, barhäuptig. So, reglos liegt
auf den Knien das Pärchen. Ein Hauch bewegt
ihm das flächſerne Haar; aneinandergelegt
hält ſtumm es nach oben
die Hände gehoben.

Iſt's zum Mittagsgebet? Kein Herdrauch ſteigt
vom Dachfirſt auf, und alles ſchweigt.
Durchs Stubenfenſter nur ſchimmert es hell:
ein Linnen, geſpreitet auf niedrem Geſtell,
ein Kopf heraufgebettet am Rand,
ein weißes Geſicht; eine regloſe Hand
hält licht wie von Golde
eine Blütendolde.

Wie Silber rieſelt's vom glimmernden Dach;
die Mutter tot im dumpfen Gemach,
der Vater ſtieg zum Kirchhof hinab
in der Mittagsraſt und beſtellt ein Grab;
tief drunten klirrt ſein Schritt durchs Geſtein,
gleichmäßig. Die Kinder blieben allein,
die Hände faltend
und Totenwacht haltend.

Schwarzwald. Hermann Heſſe.

Seltſam ſchöne Hügelfluchten,
dunkle Berge, helle Matten,
rote Felſen, braune Schluchten,
überflort von Tannenſchatten!

Wenn darüber eines Turmes
frommes Läuten mit dem Rauſchen
ſich vermiſcht des Tannenſturmes,
kann ich lange Stunden lauſchen.

Dann ergreift wie eine Sage,
nächtlich am Kamin geleſen,
das Gedächtnis mich der Tage,
da ich hier zu Haus geweſen.

Da die Fernen edler, weicher,
da die tannenforſtbegrenzten
Berge ſeliger und reicher
mir im Knabenauge glänzten.

Der Schwarzwald. M. v. Schenkendorf.

Wie fröhlich hier im reichen Tal
die lieben Bäume ſtehn,
gereift an Gottes mildem Strahl,
geſchützt von jenen Höh'n.

Ihr Kirſchen und ihr Käſten ſollt
noch manches Jahr gedeihn,
auch du, Gutedel, fließend Gold,
auch du, Markgrafenwein.

Doch höher, immer höher zieht,
zum Walde zieht mich's hin,
dort nach dem dunkeln Gipfel ſieht
mein liebetrunkner Sinn.

O Dreiſam, ſüßer Aufenthalt,
o Freiburg, ſchöner Ort,
mich ziehet nach dem höchſten Wald
die höchſte Sehnſucht fort.

Nicht ſchrecket mich im Höllentor
der grauſe Felſenſteg,
weit über Land und Fels empor
zum Gipfel geht mein Weg.

Dein Waſſer ſchöpf' ich in der Hand,
o Donau, frohe Fahrt!
Verkünde nur im Morgenland
der Deutſchen Sinn und Art.

Du mit dem weißen Wälderhut
und mit dem ſchwarzen Band,
o Mägdlein, ſittig, ſchön und gut,
grüß mir das deutſche Land!

Ich muß hinauf zum ſchwarzen Wald,
ſo liebend und allein,
dort ſoll fortan mein Aufenthalt
und meine Kirche ſein.

Euch Bäume hat kein Menſch geſtreut,
euch ſä'te Gottes Hand,
ihr alten hohen Tannen ſeid
mir meines Gottes Pfand.

„Gedichte".

Alemannia. Ludwig Eichrodt.

O Heimat am Rhein, alemanniſches Land,
Strombraut, o geliebte, dich faßt meine Hand!
Hier hoch auf dem Blauen, auf Schwarzwaldhöh',
hier grüß' ich die Heimat, ſo weit ich nur ſeh'.

Vogeſen, darüber der Golddуft wallt,
ihr Berge von herrlicher Hochgeſtalt,
ihr feſſelt den Blick; dann ſchweifet er hin
nach Süd, wo die Alpen, die ewigen, glühn.

Und waffn' ich das Auge und ſchaue hinaus,
ich ſchaue die Heimat, die weite, nicht aus:
Die ſonnigen Gaue, voll Reiz und voll Wein,
die lachenden Lande, durchſtrömt vom Rhein.

Ihr Fluren, ihr Täler, ihr Waldungen grün,
ihr Burgen, ihr Städte mit Münſtern kühn,
ihr Völklein, Glück und Gefahren vertraut,
behüt' euch der Himmel, der über euch blaut!

Wohl trennen mag Schickſal ein Volk und ein Land;
doch einigt die Herzen ein ewiges Band
und macht uns zu Brüdern und ſchließt uns ein
in ein Paradies, unſere Heimat am Rhein!

„Geſammelte Dichtungen."

Von Badenweiler zum Hochblauen.

Adolf Stöber.

Eine Schwarzwaldfahrt.

Hinauf, hinauf, zum Blauen,
wie zieht es mich mit Macht,
vom Gipfel auszuſchauen
in meines Rheintals Pracht!
Wie ſehn' ich mich nach oben,
nach reiner Himmelsluft,
da trinkt das Herz gehoben
des nahen Himmels Duft!

Wohl iſt der Weg ein weiter
vom Tale bis zur Flub
und ragt wie eine Leiter
oft ſteil dem Gipfel zu.
Da koſtet's an der Sonne
wohl manches Tröpflein Schweiß;
doch ſieh, die ſchönſte Wonne
belohnt am Ziel den Fleiß!

Was lockt ihr mich zur Linken
dort in des Abgrunds Schoß,
ihr Pfade, die da winken
zum ſammetweichen Moos?
Ihr ſollt mich nicht verlocken,
iſt rauh gleich meine Bahn;
des Himmels Silberglocken,
ſie rufen mich hinan.

Und daß ich im Gewirre
der Straßen ohne Zahl
vom Ziele ja nicht irre,
wer lehrt die rechte Wahl?
Wegweiser sind erhoben
an jedem Scheideweg;
ein Finger weist nach oben,
zum Hochblau'n hier der Steg!

Wie wandert sich's im Leben
so sicher und gerad',
ist Bürgschaft mir gegeben:
Du gehst den rechten Pfad:
An jedem Scheidewege
winkt Gottes Schrift und Hand
zum schmalen Himmelssteige,
zum schönen Heimatland.

So geht es unverzüglich,
obwohl nicht ohne Schweiß,
zum hohen Ziel untrüglich,
da winkt des Wanderns Preis;
schon strahlt er mir entgegen
in sonnig hellem Glanz
nach rauhen, steilen Wegen,
des frohen Sieges Kranz.

O weite, weite Runde,
wie überraschend schön,
vom tiefen Rheinesgrunde
bis zu den Felsenhöh'n!
Wie hehr die Alpen ruhen
in rosig duft'gem Glanz,
und blau des Juras Fluhen,
und grün des Wasgaus Kranz!

Und sieh, wie Riesengruppen
erheben sich mit Macht
des Schwarzwalds höchste Kuppen
in dunkler Tannenpracht!

Dazwiſchen grüne Täler,
der Bächlein Silberſtrahl,
der Burgen graue Mäler
und Dörflein ohne Zahl.

Wie ſchön iſt's auf der Erden,
die Schön'res noch verheißt!
wie wird's im Himmel werden?
Schau über dich, mein Geiſt!
Blickt nicht aus Ätherbläue
das Aug' des Herrn auf dich,
voll Güte, voller Treue,
als ſpräch' er väterlich:

„Mein Kind, biſt du hier oben
nicht innig wohlgemut?
Und muß dein Herz nicht loben,
wie hold ich dir, wie gut?
Nun ſieh, im höchſten Blauen
iſt's erſt vollkommen ſchön:
dort ſollſt du Hütten bauen, —
Auf! zu den ew'gen Höh'n!"

Lenzesmacht. Oskar von Redwitz.

O Waldesfrühling mit den dunkeln Pfaden,
mit deinem Odem friſch aus kaltem Born,
mit deinen Kronen, die im Duft ſich baden,
mit deinen Roſen am verborgnen Dorn!
O wer verſtrickt in deinen ſaft'gen Ranken
die Welt verträumen dürft' auf immerdar,
wenn um die Stirn die weißen Dolden ſchwanken
und taurig Perl' um Perl' ſich reibt ins Haar!

Wie blühteſt du im abgelegnen Grunde
tief in des Schwarzwalds wildverworrnem Forſt!
Es ſteht der Keiler auf zur Dämmerſtunde,
den Aar verlockt der Raub aus ſeinem Horſt.

Verglühend ſpielt das Spätrot auf den Kuppen,
des Kloſters Ave-Ruf verhallt von fern;
es grüßet durch der Föhren ſchwarze Gruppen
vom klaren Blau der erſte goldne Stern.

Am Rain der Hirſch und ſeine Hindin graſen,
ſtolz am Geſtrüppe ſein Geweihe nickt;
es knirſcht der Zahn am taubeperlten Raſen,
von Maienglocken und Maßlieb durchſtickt.
Die Blätter rauſchen ihre mächt'gen Pſalmen,
der junge Bronnen plätſchert aus dem Schacht;
es ſchlägt die Droſſel in den würz'gen Halmen —
O grüne Wildnis in der Lenzesnacht!

„Amaranth"

Frühlingslied von der Bergſtraße.

Fr. Pfaff-Freiburg.

Summer, Summer Maaje (Mai)!
De Hinkel (Hühner) legt die Aajer (Eier);
ſie lege ſe hinners Loch,
do finne mer ſe doch!
Ha ri ro,
der Summer der is do!

Bretzel drein, Gillwein (Guldenwein, teurer Wein),
alle gute Sache 'nein!
Staab (Staub) aus! Staab aus!
Dem Winter gehn die Aage aus;
sie feilen (bieten feil) uns de Blumme,
sie bringen uns den Summer!
Ha ri ro,
der Summer der is do!
Frau Mutter is e brave Frau,
sie gibt uns was aus ihrem Haus:
Aajer ewer (oder) Speck,
so gehn mer gleich eweck (hinweg).

(An der Bergstraße, die an hohen reben- und waldreichen Bergen entlang unter Obstbäumen von Darmstadt bis Heidelberg zieht, singen zu Frühlingsanfang die Kinder dies Lied. Mit einem bändergezierten Tannenbäumchen ziehen sie von Haus zu Haus und nehmen Geschenke in Empfang, die meist aus Eiern und Speck bestehen und dann im fröhlichen Beisammensein gemeinschaftlich verzehrt werden. So feiert man hier die Ankunft des Frühlings, während wenige Stunden südlich, in Heidelberg, sogar noch Winter und Sommer, der eine als Strohpuppe, der andre im Epheu- oder Tannenzweigkleide auftreten und so den uralten Kampf zwischen den Jahreszeiten vor Augen führen.) „Die Landjugend".

Mummelsees Rache. A. Schnezler.

Glatt ist der See, stumm liegt die Flut,
so still, als ob sie schliefe;
der Abend ruht wie dunkles Blut
rings auf der finstern Tiefe, —
die Binsen im Kreise nur leise
flüstern verstohlenerweise:

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?"
— Das ist der rote Dieter, der Wilderer benannt;
dem Förster eine Kugel hat er durchs Herz gebrannt.
Jetzt kommt er, in die Wogen den Leichnam zu versenken,
doch unser alter Mummler läßt sich so was nicht schenken.

Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
und fliehst nicht gleich der Wandrer mit blitzgeschwindem Lauf,
so muß er in den Fluten als Opfer untergehen;
kein Auge wird ihm jemals auf Erden wiedersehen.

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab,
und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
Da, jage du nun Fische da drunten in dem See!
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluten,
du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluten."

Er spricht's und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf;
der See steigt übers Ufer, es glühn des Himmels Flammen,
und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Flut zusammen.

Stumm liegt der See, als ob die Glut
der Rache wieder schliefe.
Glatt ist die Flut, im Monde ruht
die unermeßne Tiefe, —
die Binsen im Kreise nur leise
flüstern verstohlenerweise.

Die Geister am Mummelsee.

Eduard Mörike.

Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät
mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Wie klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da ſiehſt, iſt Totengeleit,
und was du da höreſt, ſind Klagen.
Dem König, dem Zaubrer, gilt es zu Leid,
ſie bringen ihn wieder getragen.
O weh!
So ſind es die Geiſter vom See!

Sie ſchweben herunter ins Mummelſeetal —
ſie haben den See ſchon betreten —
ſie rühren und netzen den Fuß nicht einmal —
ſie ſchwirren in leiſen Gebeten —
O ſchau,
am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünſpiegelnde Tor:
gib acht, nun tauchen ſie nieder!
Es ſchwankt eine lebende Treppe hervor,
und — drunten ſchon ſummen die Lieder.
Hörſt du?
Sie ſingen ihn unten zur Ruh.

Die Waſſer, wie lieblich ſie brennen und glühn!
Sie ſpielen in grünendem Feuer;
es geiſten die Nebel am Ufer dahin,
zum Meere verzieht ſich der Weiher —
Nur ſtill!
Ob dort ſich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Nun kommen ſie wieder, ſie kommen!
Es orgelt im Rohr, und es klirret im Schilf;
nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, ſie haſchen mich ſchon!

Das Schloß zu Baden. M. v. Schenkendorf.

Oft, wenn im wunderbaren Schimmer
des Schloſſes Trümmer vor mir ſtehn
im Sonnenſchein, glaub' ich, noch immer
in ſeiner Jugend es zu ſehn,

Mit ſeinen Mauern, ſeinen Zinnen
fern leuchtend in das ſtille Tal,
der Helden ſtarke Kraft von innen
ſich labend bei dem Rittermahl.

Dann klingt's um mich wie ferne Stimmen,
ich fühl' ein geiſterhaftes Wehn.
Fort treibt es mich, hinanzuklimmen
einſam auf jene Felſenhöhn.

Doch oben alles ganz zerfallen,
der Efeu ſchlingt ſich um den Stein,
und in den offnen Fürſtenhallen
ſpielt Waldesgrün mit Sonnenſchein.

Das nehm' ich an zum guten Zeichen,
zum Troſt in dieſer Gegenwart,
daß auf den Trümmern, auf den Leichen
ſich Himmel noch und Erde paart.

Ein beſſ'res Haus ſoll ſich erheben,
gebaut auf altem, feſtem Grund,
und friſche Liebe, friſches Leben
gedeihn im freien deutſchen Bund.

Rüppurr bei Karlsruhe.

M. v. Schenkendorf.

Liebes Kirchlein an der Straßen
wer dich einſam hier erbaut,
hat in Sehnſucht ohne Maßen,
hat, wie ich, hinausgeſchaut

nach den Bergen, nach dem düſtern
ſchauerlichen Waldesgrün,
wo die hohen Bäume flüſtern,
wo die tiefen Schatten ziehn;

in die Fernen, in die Weiten,
in ein unbekanntes Land,
wo die Nebelgeiſter ſchreiten
auf der alten Berge Rand.

Kommſt ſo fröhlich hergezogen,
Bächlein, lieber Felſenſohn;
rinnet langſam fort ihr Wogen,
rauſchet wie mit leiſerm Ton,

denn der alte Rieſe breitet
ſeine Arme mächtig aus,
und ihr eilet, und ihr gleitet,
um zu ſterben, in ſein Haus.

Schauſt auch du herab vom Hügel
grauer, hoher Rittersmann?
Turm, wer löſt das Geiſterſiegel,
wer den tauſendjähr'gen Bann?

Kirchlein, aus der Lieben Mitte,
ohne Raſt und ohne Ruh'
lenken täglich meine Schritte
durch die Stoppeln dir ſich zu.

Kirchlein, einſam an der Straßen,
wer dich hier einſt aufgebaut,
liebend hat er ohne Maßen
zu den Bergen aufgeſchaut. „Gedichte."

In der Erdmannshöhle[1]). V. v. Scheffel.

Werner folgte, ſorgſam mußt' er
oft ſich bücken, oft ſchier kriechen;
denn der Fels hing tief herab.
Aber bald erſchloß ein weiter
Höhlenraum am End' des Gangs ſich;
rieſenhoch die Felſenwölbung:
Schlank gewund'ne Säulen ſenkten
von der Decke ſich zum Boden,
an den Wänden rankt' in buntem
Formenſpiel des grauen Tropfſteins
geiſterhaftes Steingeweb,

[1]) Berühmteſte Tropfſteinhöhle im Schwarzwalde.

bald wie Tränen, die der Fels weint
bald wie reich verſchlung'ne Zierat
rieſiger Korallenäſte.
Bläulich fahler unterird'ſcher
Farbenſchimmer füllt' die Räume,
grell dazwiſchen auf der Steine
Kanten glänzt' das Kienſpanlicht,
aus der Tiefe drang ein Rauſchen
wie von fernem Bergſtrom auf.

„Trompeter von Säkkingen."

Die Römerſchanze. Martin Greif.

In der alten Römerſchanze
iſt es gar einſam und ſtill;
Obſtbäume ſtehen im Kranze,
ſonſt wächſt nur Gras und Kamill'.

Wallſpuren und Graben umhegen
den halbverwilderten Ort;
die einſt hier wachſam gelegen,
ſie zogen ſchon lange fort.

Hohentwiel. Robert Haaß.

Die Sonne ſank, und der Schatten fiel
ſchnellwachſend über die Halde,
da ſtanden wir auf dem Hohentwiel
und ſahn ins verglühende Farbenſpiel,
Dunſtſchleier hingen am Walde.

Am Himmel flammten wie Feuerbrand
der Wolken zerriſſene Säume,
rotgoldnes Licht flog über das Land,
als ſtreifte des fliehenden Tags Gewand
nachſchleifend Felder und Bäume.

Da lagen die Hegauberge rings,
die einſamen, trotzigen, ſchroffen,
und hinter den Wällen des Jura hing's,
das Geiſtergebilde des Alpenrings,
vom ſcheidenden Lichte getroffen.

Wie Sturzflut über die Dämme hervor,
ſo reckten die ſchneeigen Firnen
aus der Vorberge Blau, aus dem Wolkenflor
in gefrorner Welle die Häupter empor,
Eishelme auf ſchimmernden Stirnen.

Da lag der waldige Ufergau,
und Dorf und Städtlein rauchte,
der Unterſee glänzte wie Stahl ſo blau,
daraus die ſchwimmende Reichenau
mit den dunkelnden Türmen tauchte.

Da ſank er hinunter, der glühende Ball,
und in Grau zerrann fließend die Ferne,
und die Nacht ſtieg ſchweigend über den Wall,
und herab auf Geſtrüpp und Mauerzerfall
ſchienen die erſten Sterne.

Und da kam's durch die Dämmrung, da ſchwebt' es und ſchwand's
durch des Burghofs zerbröckelte Bogen
wie dunkle Gewande und Waffenglanz:
Da ſind ſie im reiſigen Totentanz
zum Hunnenkampfe gezogen. —

Wir aber kehrten im Raſthaus ein
auf luftigem Holzbalkone,
bei flackerndem Windlicht blinkte der Wein,
ſchwarz ragte der Berg und ſchaute herein,
ſcharf hob ſich vom Himmel die Krone.

Und aus altem Buch durch den offenen Bau
ſtiegen der Dichtung Geſtalten,
der ſtille Mönch und die ſtolze Frau — —
da ward andächtige Geiſterſchau
und Gedächtnisfeier gehalten.

Zwei Wandergeſellen bis tief in die Nacht
haben mit Sinnen und Singen
beim roten Burgwein treulich gewacht
und deiner, du Ekkehardddichter, gedacht
mit Gläſerzuſammenklingen!

„Abnoba". Lieder und Bilder vom Schwarzwald.

Heidelberg im Lied.

Zahlreiche Dichter haben ihre Leier zum Preise Heidelbergs ertönen lassen; allen voran steht Altmeister Goethe:

„Euch grüß' ich, weite lichtumfloßne Räume,
dich, alten reichbekränzten Fürstenbau,
euch grüß' ich, hohe, dichtumlaubte Bäume,
und über euch des Himmels tiefstes Blau."

Und Ludwig Uhland sang schon 1804 auf dem Schlosse:

„Ihr grauen Ahnenbilder, seid gegrüßt,
ihr Monumente an der Vorwelt Grab!
Wie über euch der Wolke Strom entfließt,
so ziehn die Alter unter euch hinab.

Sie wandeln hin, die Richterwage tönt,
und manches Urteil hallt im Zeitenlauf;
ihr aber steht an eure Burg gelehnt
und schaut zum Himmel ruhig auf."

Lenau, der Sänger des Weltschmerzes, hat als Student in Heidelberg gelebt und der Ruine ein klangvolles, tiefempfundenes Gedicht voll ernster Trauer geweiht:

„Freundlich grünen diese Hügel,
heimlich rauscht es durch den Hain,
spielen Laub und Mondenschein,
weht des Todes leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude leben,
hat in froher Kraft geblüht,
ist zur Asche bald verglüht
manches reiche Menschenleben."

Clemens Brentano läßt den wandernden Studenten singen:

Und wie ich gen die Brücke schaut',
hört' ich den Neckar rauschen laut,
der Mond schien hell zum Tor herein,
die feste Brück gab klaren Schein,
und hinten an der grüne Berg,
ich ging noch nicht in mein' Herberg.
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
lockt' mich noch auf die Brück hinaus.
Da war so klar und tief die Welt,
so himmelhoch das Sterngezelt,
so ernstlich denkend schaut das Schloß,
und dunkel still das Tal sich schloß,
und ums Gestein erbraust der Fluß,
ein Spiegel all dem Überfluß,
er nimmt gen Abend seinen Lauf,
da tut das Land sich herrlich auf,
da wandelt fest und unverwandt
der heil'ge Rhein ums Vaterland,
und wie ans Vaterland ich dacht',
das Herz mir weint', das Herz mir lacht'.

Hölderlin hat Heidelberg eine schwung- und klangvolle Ode geweiht, in der er singt:

Lange lieb ich Dich schon, möchte Dich mir zur Lust
Mutter nennen und Dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
schwingt sich über den Strom, wo er vorbei Dir glänzt,
leicht und kräftig die Brücke,
die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst,
auf die Brücke mich an, da ich vorüberging,
und herein in die Berge
mir die reizende Ferne schien,

und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebene zog,
traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
liebend unterzugehen,
in die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest Du ihm, hattest dem Flüchtigen
kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
all' ihm nach, und es bebte
aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische
schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
von den Wettern gerissen;
doch die ewige Sonne goß

ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Tal,
an den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
unter duftenden Gärten ruhn.

Auch Opitz, Schenkendorf, Prölß u. a. haben der Musenstadt am Neckar gehuldigt, keiner aber fröhlicher als ihr berühmtester, Sohn J. V. von Scheffel, der eine Anzahl bekannter Lokale und Sehenswürdigkeiten in der ganzen Welt berühmt gemacht hat. Sein Lied aus dem „Trompeter von Säkkingen" ist der Heidelberger Leiblied geworden:

Alt Heidelberg, du feine,
du Stadt an Ehren reich,
am Neckar und am Rheine
kein andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
an Weisheit schwer und Wein,
klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
der Frühling übers Land,
so webt er dir aus Blüten
ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
ins Herz gleich einer Braut.
Es klingt wie junges Lieben
dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen
und wird mir's draus zu kahl,
geb ich dem Roß die Spornen
und reit ins Neckartal.

Ans Land Baden. Heinrich Vierordt.

Mein Vaterland, mein Baden,
am jugendfrischen Rhein!
Zu deinem Mahle laden
die Ähren und der Wein:
An deines Brotes Marke
der Leib gesund sich speist,
dein Rebentrank, der starke,
weckt feurig auf den Geist.

Du heller Gottesgarten,
du blinkst im Blütenschnee
von deines Schwarzwalds Warten,
von deinem Bodensee
bis wo auf grüner Halde,
vom Schlehenhag gekrönt,
im stillen Odenwalde
des Hirten Flöte tönt.

Weit ſchweift' ich auf und nieder,
ſah Nord und Südens Pracht;
heim zog's mich immer wieder
zu deiner Tannen Nacht;
o Land voll Quellenadern,
drin Luſt und Freude loh'n,
o Land voll Felſenquadern,
ich fühl's, ich bin dein Sohn!

O Land, zuerſt mir Wiege,
Quarzhalt'ger Mutterſchoß,
gib, daß zuletzt ich liege
bedeckt von deinem Moos!
Im Rauſchen deiner Föhren
ruf ich's vom Berge weit:
mein Herz ſoll dir gehören
in Zeit und Ewigkeit!

„Vaterlandsgeſänge".

II. Odenwald.

Abendstimmung im Odenwald.

K. Herm. Müller.

In tausend Farbentönen blüht
ein stilles Leben tief im Tal;
der rote Sandsteinfelsen glüht
im goldnen Abendsonnenstrahl.

Auf waldumwobnen Bergen rauscht
ein linder Wind den Abendsang,
und mit dem Himmel Grüße tauscht
Waldkirchleins Abendglockenklang.

Da, schnell, als wollte er das Glück
nicht stören, saust der Zug vorbei:
Dann sinken Wald und Tal zurück
in selig-stille Träumerei.

„Türmer".

Odenwaldspreis. Verf. unbekannt.

Wie grünen die Eichen so frisch und so hold,
wie glänzet so freudig der Sonne Gold,
wie rauschen die Quellen so klar und so rein
hervor aus dem ahnungsdüsteren Hain.
Wie bist du so schön! Dein Name allein
ist klangvoll schon, wenn er dem Ohr erschallt,
mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Es schlingen sich zwischen den buschigen Höh'n
die Täler dahin, so lachend und schön.
Es klappern die Mühlen am sprudelnden Bach,
es winket des Kirchturmes moosiges Dach.
Der Glockenton rufet die Sehnsucht wach,
und süße Träume regen sich bald,
mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Besuch in Wertheim. Heinrich Vierordt.

Es war zur Zeit der Schlehenblüte,
es war im lieblichem April,
die Frühlingsabendsonne sprühte
ihr Gold auf Matten warm und still;
die Vockenrother Steige nieder
schritt ich und sah mit einemmal
das alte, liebe Wertheim wieder
in seinem alten, lieben Tal.

O Stadt am Main und an der Tauber,
in Blütenbäumen hold versteckt,
mir hat dein jugendlicher Zauber
der Dichtung Morgenkeim erweckt!
Daß sich mit Wald und Blüt' und Reben
verflochten innig mein Geschick,
warf seither auf mein ganzes Leben
recht einen hellen Sonnenblick.

Nach deinen einsam stillen Heiden,
nach deiner Wiesen frischem Tau,
nach deines Spessarts sonn'gen Weiden,
nach deinem stolzen Grafenbau,
nach deiner Berge moos'gen Spalten,
nach deines Tals verschwieg'nem Glück
trieb es mit magischen Gewalten
den Wandrer heimwehvoll zurück.

Im Odenwalde frühgewitternd
ging fernes Grollen, lichtes Glühn,
mit erd'gem Waldgeruche, zitternd
flog um die Berge junges Grün;
die quellensprüh'nden Felsenstürze
umwallte warmer goldner Duft;
ich sog der Blumen süße Würze
und badet' in Gewitterluft.

Die Turmuhr schlug; ich hörte wieder
die Stimmen einer alten Zeit
und beugte sehnend mich hernieder
zum Bilde deutscher Traulichkeit;
wie lang ich dort erinnrungstrunken
gestanden bin, ich weiß es nicht —
die Sonne war hinabgesunken,
im Maintal floß der Nebel dicht.

Ein kühler Nachtwind säuselnd bebte
mit leisem Hauch in Baum und Strauch,
gastfreundlich auf dem Städtlein schwebte
der Dächer abendlicher Rauch;
draus ragten hoch die Kirchenspitzen,
der Mainturm und das Brückentor,
dann stieg im Birkenwald mit Blitzen
der Vollmond überm Schloß empor.

Sein Licht lag schimmernd auf den Wegen,
am Kirchhof bog mein Pfad vorbei,
das Gras durchstrich's wie Abendsegen —
manch alter Freund auch schläft dabei;

Von jungen Blüten ſtrotzt der Flieder,
von Wellen ſchäumt das Mühlenwehr,
Knoſpen und Wellen kehren wieder,
die Freunde kehren nimmermehr.

Mit reinem Glanz die Sterne ſchienen
durchs blendendweiße Silberlaub,
als ſchwirrt' ein Schwarm von goldnen Bienen
von Zweig zu Zweig im Blütenſtaub.
Durchs Stadttor ging's, die Wange glühte,
der Blick ward hell, das Herz ward ſtill —
es war zur Zeit der Schlehenblüte,
es war im lieblichen April.

„Vaterlandsgeſänge".

Siegfried im Odenwald. W. Jordan.

Im weſtlichen Abfall des Odenwaldes,
wo zum Rheine ſelber die Bächlein rauſchen,
da ſenkt ſich ein Tal zu mäßiger Tiefe.
Die ſanften Höhen zu beiden Seiten
ſind mit Laubholz bedeckt, und lachende Wieſen
bekleiden die Sohle mit grünem Sammet.
Am oberen Ende bildet den Abſchluß
eine ſenkrechte Felswand. An deren Fuße
entrieſelt raſtlos den ſchwarzen Riſſen
bemooſten Quarzes ein murmelnder Quell.
Er bildet alsbald ein rundliches Becken,
das die klaren Wellen, beſtändig wirbelnd
und ſchlummerlos tätig, in Stein geſchliffen.
Eine dichtbelaubte uralte Linde
ſichert die Schale mit ſchattendem Schirme
vor dem ſengenden Strahl der Sonne des Mittags.
Den milderen Schein des Morgens und Abends
gönnt ſie gern auch den kleineren Gäſten,
die dem Atem des Quells Erquickung entſaugen,
den weißen, blauen und roten Blumen.

Und eben malt der Mittjahrsmorgen
die Säume der Wipfel im Süden und Weſten
mit goldigem Rot. Jetzt lugt vom Rande
der öſtlichen Berge, vom Laub der Bäume,
noch gedämpft und geſänftigt die Sonne ſelber.
Nun ſchwingt ſie ſich höher, um göttlich verſchwendend
die tauigen Matten mit Diamanten
aus ſtrahlenden Händen dicht zu beſtreun.
Gelockt und gelenkt vom Odem der Linde,
die das gipfelnde Jahr mit gelblichen Blüten
voll ſüßen Duftes bis oben bedeckt hat,
kommen die Bienen aus hohlen Bäumen
und beginnen ihr Tagwerk. Etliche taumeln,
allzu eifrig und ohne Vorſicht
vom Nektar naſchend, benetzt und belaſtet
von den blütengetragenen blitzenden Tropfen
des Taus, in die Tiefe, und manche zum Tode
durch die rotgefleckten raſchen Forellen.
Eine andere aber vermeidet dies Unheil;
denn fallend erfaßt ſie mit klammernden Füßchen
den ſchwankenden Stengel der Sternenblume,
die das nickende Haupt im Hauche der Frühe
zum Bache gebückt hat, als böte ſie Grüße
dem Vergißmeinnicht unten, das goldenäugig
und ſo liebevoll blickt aus blauen Lidern.
So rettet ſich die Biene zum blühenden Raſen,
und während ſie trocknet ihre triefenden Flügel
hört ſie reden zur roten Nelke
ein morgentauſchimmerndes weißes Maßlieb:
„Wie biſt du ſo ſchön! Wie ſchillert ſo prächtig
mit Perlen umbrämt dein purpurnes Brautkleid!
Ich befleche die Wieſen gleich Winterflocken!
Mit heißem Karmin wie gemiſcht aus dem Herzblut
der frei bewegten Geſchöpfe des Waldes
und ihres Meiſters, des mächtigen Menſchen,
iſt dir kunſtvoll entzündet die zierliche Kerze.
O wie wär ich beglückt, mit gleichen Gluten
purpurnen Schmelzes geſchminkt zu ſtehen!

Doch ich bin verdammt, mein ganzes Dasein
dies dürftige Kleid der Demut zu tragen.
Ja, Nachbarin Nelke, dich muß ich beneiden!"
Doch was hebt nun das Reh, das ruhig getrunken
vom kühlen Wasser den Kopf nach dem Winde
und weitet die Nüstern, um warnende Nachricht
der Luft zu entspüren? Was spitzt es die Ohren?
Was hat es erlauscht? Erst langsam schreitend,
dann rascher und rascher entrinnt es waldwärts
in weiten Sprüngen. Versteht es die Sprache
des krächzenden Hähers, das Kreischen des Habichts,
der dort weit hinten des waldigen Hügels
oberste Krone kreisend umschwebt?
Horch! Nun ertönt ein helles Hifthorn,
den Widerhall weckend im Waldgebirge.
Und alsbald wird's lebendig in weitem Bogen
auf den Anhöh'n ostwärts in allen Tälern.
Es klingen die Stämme, geklopft mit Stecken
voll rasselnder Ringe; es jauchzen und rufen
in trunkener Lust die lärmenden Treiber.
Von der Koppel gelöst, um den Keiler zu wittern
und mutig zu stellen, zerstiebt die Meute.
In halbem Zirkel vom Punkte des Zeichens
wird immer näher und näher vernehmlich
das Rufen der Leute, das Rauschen im Laube
und rings in den Klüften das Rüdengekläff.
Der Führer der Vorhut des flüchtigen Volkes,
das die Forsten bewohnt, der Fuchs, der kluge,
entschlüpft geräuschlos dem Rande des Waldes.
Bald folgt ihm ein Rehbock, die Rike begleitend,
und Hasen, die hastig den Talgrund durchhüpfen.
Bedächtiger dann entschreitet dem Dickicht
ein stattlicher Hirsch mit hohem Gestänge;
hören läßt er ein heiseres Hüsteln,
zerstampft den Boden am Rande des Baches
mit zornigem Tritt und entschließt sich zu traben,
um bald schon erbangend über den Bach hin
in weiten Sätzen den Wald zu suchen,

wo sanft gesenkt auf der anderen Seite
die borndurchschlängelte Schlucht sich auftut.
In ihrer Mitte stutzt er voll Mißtraun;
er wittert Menschen und will schon wenden;
doch da klirrt es und klappt es, die Sehne versandte
zischend ans Ziel den befiederten Pfeil.
Das Gestänge nur trifft er dicht am Stirnbein
und fällt im Rückprall matt auf den Rasen.
Zwar taumelt das Tier in leichter Betäubung;
doch rasch sich erholend reckt es die Hufe
zum gestrecktesten Lauf und entrinnt ins Gesträuch.
Mit hellem Lachen tritt in die Lichtung
Siegfried heraus und tut den Rohrpfeil,
die stumpfgeschossene stählerne Spitze
zuvor befühlend mit prüfendem Finger,
in den zierlichen Köcher von Korbgeflechte
und mit fleckigem Pelz des Pardels bezogen. —

„Siegfriedsage", Leipzig, F. Volkmar.

Geisterschlösser. Ludwig Eichrodt.

Droben auf dem Rodenstteine
tut sich auf ein Felsenspalt
Sturm erwacht — im Sternenscheine
liegt der bleiche Odenwald.

Schatten, seltsam, unbeständig,
gaukeln um den Schnellertsberg,
auf der Burg wird es lebendig,
laut im alten Mauerwerk.

Waffen blitzen durch die Fenster,
Rosse tummeln auf dem Wall,
in dem Wirrwarr der Gespenster
brauset laut Drommetenschall.

Schlachtruf tönet, Hunde kläffen,
Und herab vom Geisterschloß,
wuchtig auf den Feind zu treffen,
wälzt sich ein verwegner Troß.

Hört das echotolle Lachen!
Hei, die Gegner brechen los!
Wie vom Donner Wälder krachen,
feſſelt ſie der Lanzenſtoß.

Und ſie ſpringen von den Tieren,
es entbrennt der Schwerterſtreit;
wie ſie grimme Fehde führen,
daß es toſet meilenweit!

Und ſo toſt es — bis die Sterne
bleichen, bis verblaßt der Troß,
bis in ſtille Nebelferne
ſchwindet Reitersmann und Roß.

Der wilde Jäger im Odenwalde.

A. Schreiber.

Bei Hörnerklang,
bei Gejohl und Geſang,
Was zieht dahin das Tal entlang?
Die Roſſe trappeln, die Rüden bellen,
und es will kein Sternlein die Nacht erhellen.

Sieh Fackelſchein,
dort auf Rodenſtein,
da geht der brauſende Zug hinein;
es krächzte der alte Unglücksrabe
und weckte den Jäger aus dem Grabe.

Um Mitternacht
da iſt er erwacht,
er witterte Blut der nahen Schlacht;
da ſchlug er ans Schwert mit knöchernen Händen,
daß ſchnell zu ihm die Genoſſen ſich fänden.

Sein Felſenhaus
dort liegt es in Graus,
dort zog er im Leben ein und aus,
und freute ſich, Menſchen und Wild zu hetzen,
und mit rauchendem Blut den Forſt zu netzen.

Auf Rodenſtein
da kehrt' er einſt ein,
da war eine Maid, gar hold und fein,
wie die Engel Gottes auf Erden wallen;
der Jäger er fand an ihr Gefallen.

Er ſprach zu ihr
mit frecher Begier:
„Hinüber auf Schnellerts folgſt du mir!"
Die holde Jungfrau ergreift ein Zagen,
doch hat ſie den Mut, „Nein, nein!" zu ſagen.

Der Jägersmann
blickt grimmig ſie an:
„Nun ſollſt du erfahren, was Rache kann!"
Mit dieſen Worten eilt er von dannen
und ſammelt um Mitternacht ſeine Mannen.

Er jagt zu Roß
weit voran dem Troß,
er umzingelt der Jungfrau ſtilles Schloß;
bald lodern empor die wilden Flammen
und ſchlagen über dem Dach zuſammen.

Die Glut ſo rot,
das Geheul der Not,
in wirbelnder Lohe der preisliche Tod!
Es möchten ſich wohl die Stein' erbarmen,
der Jäger er ſpottet noch frech der Armen.

Im Morgengrau
ſtürzt praſſelnd der Bau,
und der Rauch umdüſtert den Wald und die Au.
Jetzt läßt der Jäger mit gräßlichem Höhnen
ringsum die jubelnden Hörner tönen.

Da krächzt ein Rab'
von einem Baum herab,
er krächzet dreimal: „Ins Grab! ins Grab!"
Da ſinkt der Jäger vom Pferde nieder,
der Tod umhüllt ihm die Augenlider.

Nach Schnellerts hin
seine Mannen ziehn,
sie bedecken den Leichnam mit Tannengrün;
da schließt sich vor ihm die Burgkapelle,
es duldet ihn nicht an geweihter Stelle.

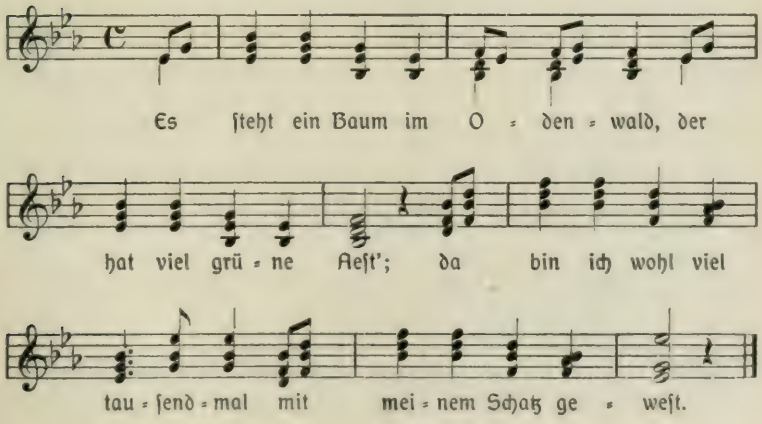
Schürt Kriegeswut
die verderbliche Glut,
so weckt ihn im Sarge Geruch von Blut;
es kommt geflogen der greise Rabe
und krächzet dreimal auf seinem Grabe.

Bei Hörnerschall,
bei Peitschenknall,
zieht er dann mit seinen Genossen all'
hinüber auf Rodensteins öde Trümmer,
und in den Lüften entsteht ein kläglich Gewimmer.

„Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen".

Es steht ein Baum im Odenwald.

Volkslied.



Da ſitzt ein ſchöner Vogel drauf,
der pfeift gar wunderſchön;
ich und mein Schätzel horchen drauf,
wenn wir ſelbander gehn.

Der Vogel ſitzt in ſeiner Ruh
wohl auf dem höchſten Zweig;
und ſchauen wir dem Vogel zu,
ſo pfeift er alſogleich.

Der Vogel ſitzt in ſeinem Neſt
wohl auf dem grünen Baum:
Ach, Schatz! bin ich bei dir geweſt,
oder iſt es nur ein Traum?

Und als ich wied'rum kam zu ihr,
verdorret war der Baum;
ein and'rer Liebſter ſtand bei ihr:
Ja wohl! 's war nur ein Traum!

Der Baum, der ſteht im Odenwald,
und ich bin in der Schweiz;
da liegt der Schnee ſo kalt, ſo kalt;
mein Herz es mir zerreißt.

Mein Odenwald. Karl Schäfer.

Mein Odenwald, du Heimatland,
wie haſt du dich ſo ſchön gekleidet!
Vom Tal hinauf zum Felſenrand
hat überall ſein Lichtgewand
der junge Frühling ausgebreitet.

Rings ſteh'n umher im Sonnenglanz
der Berge hochgewölbte Gipfel.
Der alten Eichen ſtolzer Kranz
ſchwingt blühteduftig, voll und ganz,
darüber ſeine dichten Wipfel.

H. Kopp

Mein Odenwald, wie bist du schön,
mit deinen grünen Buchenhallen!
Herab von waldbedeckten Höh'n
hört man nur Sang und Lenzgetön
in dufterfüllte Täler schallen.

Der Gießbach muß im Wanderdrang
durch Tannendunkel weiterziehen.
Zu heller Morgenglocken Klang
hallt Finkenschlag und Lerchensang
in wonnevollen Melodieen.

Doch mehr als diese Herrlichkeit
will ich das treue Bergvolk lieben,
ein kernhaft Volk, das jederzeit
in Frieden treu, bewährt im Streit
und immerdar urdeutsch geblieben.

Mag andern auch die Gletscherwand,
der Alpen Edelweiß gefallen —
am schönsten ist mein Heimatland,
wo meiner Kindheit Wiege stand,
der Wald des Odin, doch von allen!

B. Spruch und Spruchartiges.

Lob der Bergstraße. A. Kleinschmidt.

Durch segenschwere, lachende Gefilde kommt der Wanderer, über denen ein südlich milder, sonnig durchleuchteter Himmel lacht, Rebgelände und Obstpflanzungen prangen an den Bergabhängen, die sanftgerundeten Kuppen krönt freundlicher Wald, Trümmer zahlreicher Burgen schauen von den Höhen malerisch auf die weite Landschaft hernieder, üppige Waldungen breiten sich neben herrlichen Fluren aus, und die Eintönigkeit der weiten Fläche wird durch zahlreiche Obstbaumpflanzungen angenehm unterbrochen.

Schon aus alter Zeit herauf klingt das Lob der Bergstraße. Viele Schriftsteller haben sie mit dem Wunderland Italien verglichen, und auch Kaiser Josef II. soll sie ein „zweites Italien“ genannt haben. Mit Bewunderung wird immer wieder der natürliche Reichtum der Gegend und der anmutige Wechsel der Landschaft, sowie die Milde des Klimas in den Reiseberichten erwähnt. In milden Wintern fällt hier zuweilen fast kein Schnee; aber heiße Sommer setzen den nicht an südländische Temperaturen Gewöhnten auch arg zu. Frühling und Herbst dagegen sind mild und unvergleichlich schön.

„Der Odenwald.“

Aussicht vom Melibokus. A. Kleinschmidt.

Steil ansteigend führt uns der Weg zum Gipfel des 519 m hohen, keck geformten Bergs empor, den ein statt-

licher Turm bekrönt. Von seiner Zinne aus bietet sich dem Auge eine ungemein umfassende und schöne Aussicht. Nach Westen zu breitet sich die unübersehbare Ebene aus, durchzogen vom vielgewundenen, silberglänzenden Rheinstrome. Abgeschlossen wird das anmutige Bild im Hintergrunde durch die duftig blauen Höhen des Wasgenwaldes, der Hardt, des Hunsrück und des Taunus. Bei hellem Wetter erkennt das Auge unschwer den Dom in Speyer, die Jesuitenkirche in Mannheim, den Dom und die Liebfrauenkirche in Worms, die Katharinenkirche und die Ruine Landskrone in Oppenheim, sowie die Türme von Mainz. Im Vordergrunde, unmittelbar zu unseren Füßen lagern die Höhen der Bergstraße. Da ruhen im Schoße der Wälder das Auerbacher und Alsbacher Schloß, am Fuße des Gebirgs schmiegen sich Bensheim, Auerbach, Zwingenberg an die Höhen. Weiter in der Ebene liegt das durch sein Bier weltberühmte Pfungstadt. Von Norden grüßen Darmstadt und Frankfurt, sowie der Vogelberg; im Süden erblicken wir die trutzige Ruine Starkenburg, den Wachenberg und die Trümmer der Windeck bei Weinheim, den keck vorspringenden Ölberg und die Überreste der Strahlenburg bei Schriesheim. Im Osten lagern die Täler und Höhen des Odenwaldes, vor allem der sanftgerundete Felsberg, der kecke Knodener Kopf, der Krähberg und der Katzenbuckel; ganz im Nordosten liegen blaue Spessarthöhen.

Züge aus dem Schwarzwälder Volkstum

H. Sohnrey.

Der Fluch.

Der alte Eschenbauer in S. ließ den abgeladenen Heuwagen von der Obertenne seines Hauses über die Einfahrtsbrücke rückwärts hinunter. Der Wagen kam indes zu weit auf die Seite, stürzte über die Einfahrt und raste den Berg hinab. Da schlug dem Bauern die Zornlohe ins Gesicht, und

weil gerade ein Gewitter am Himmel ſtand, fluchte er: „Kreuzdonner, ſchlag den Wagen zuſammen!“ Kaum war das Wort heraus, als ein Wetterſtrahl mit fürchterlichem Krachen in den Eſchenbaum — fuhr, welcher nahe am Hauſe ſtand. Wie war nun der Eſchenbauer erſchrocken!“ „O Jeſes Marei,“ rief er, „es iſch mir nit ernſt g'ſi!“ — Es wird hinzugefügt: der Eſchenbauer wäre ein alter Küraſſier geweſen und hätte als ſolcher im Jahre 1812 den Feldzug nach Rußland mitgemacht. — Aus dieſem Grunde gewiß hatte der liebe Gott es mit dem Fluche nicht ſo genau genommen und den Wetterſtrahl ſtatt in den Eſchenbauern in den Eſchenbaum fahren laſſen.

Schmeckſt a Paar Öchsle?

Einſt wurden einem Bauern von einem Blitzſtrahl zwei Ochſen auf dem Felde erſchlagen, was ihn ſehr verdroß. Als der Mann nun nach einiger Zeit wieder mit zwei Ochſen auf dem Felde pflügte und wieder ein Gewitter mit Blitz und Donner heraufziehen ſah, ſchaute er blinzelnden Auges in die drohenden Wolken und ſagte:

„Ah! Schmeckſt a Paar Öchsle?“

Die witzige Armut.

Die Schwarzwälder verlieren auch in der Armut die Luſt am Leben nicht. In der reizvollen Wieſentalgegend wiſſen ſogar die Tiere davon zu erzählen. Die Geis (Ziege) des Armen läuft auf dem Hofe umher und meckert: „Mi Meiſchter iſch e Herr!“ Da fliegt der Hahn aus dem ſtattlichen Nachbarhofe auf die Mauer und kräht: „'s fehlt no viel!“

Die Legende von den drei Königstöchtern.

Es flogen drei Täublein über den Rhein; es ſtarben dem Könige drei Töchterlein. Die erſte ſtarb am Morgen, die zweite am Mittag und die dritte am Abend. Sie kamen an die Himmelstür. Da klopften ſie an. Sankt Peter fragte: „Wer iſt draußen?“ Da ſagten die drei: „Drei arme Seelen. Sie wollen ſchauen, ob ſie nicht hineinkommen.“

Sankt Peter antwortete:

„Die vordere zwei ſölle ihne cho;
die hinteri ſöll der Höll zue goh."

Da ging die arme Seele der dritten Königstochter traurig der Hölle zu. Als ſie aber kam ins kühle Tal, da begegnete ihr die Muttergottes. Die erbarmte ſich gar ſehr und ſagte:

„Ach, wo wotſch du hi!
Biſch no nit vor der Himmelstüre gſi?

Jammerte die Königstochter:

„Doch, aber i bi nit ine cho;
Sankt Peter hat mi haißе der Höll zuegoh."

Da tröſtete die Muttergottes:

„Chum numme wieder un ha Troſcht.
Mer wän luege, öb er üs nit ihne loßt."

Da ging die arme Seele mit Maria. Als ſie vor die Himmelstür kamen, klopften ſie an. Sankt Peter fragte: „Wer iſt draußen?" „Die Muttergottes Maria und eine arme Seele", antwortete die heilige Maria. „Sie wollen ſchauen, ob ſie nicht hineinkommen."

Sankt Peter antwortete:

„Die Muttergottes ſoll ihne cho.
Die anderi ſöll der Höll zuegoh."

Wie nun die Muttergottes im Himmel war, ſprach ſie zu Sankt Peter:

„Was hät dann die arm Seel dir Leids atho,
daß du ſie nit wotſch ihne lo?"

Sankt Peter antwortete:

„A de Fritige iſch ſie geſchprunge,
A de Samstige hät ſie gſunge,
A de Suntige hät ſie gewäſche.
Aber was hät ſie dir Guets atho,
Daß du ſie wotſch ihne lo?"

Sagte die Muttergottes:

„All' Samstig hät ſie ne Cherzli gebrannt
und derzue de Roſechranz in der Hand."

Da schloß Sankt Peter geschwind die Himmelstür auf und rief: „Die arme Seele soll hereinkommen und sitzen auf dem höchsten Thron.“ Und da war nun die arme Seele glücklich bei ihren zwei Schwestern im Himmel.

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Joh. P. Hebel.

Zu Müllen an der Post,
tausendsappermost!
trinkt man nicht 'nen guten Wein!
Geht er nicht wie Baumöl ein,
zu Müllen an der Post?

Zu Bürglen auf der Höh'n
nein, was da zu sehn!
Hei, wie wechseln Berg und Tal,
Land und Wasser überall
zu Bürglen auf der Höh'n!

Zu Stauffen auf der Meß,
ob ich's je vergeß?
Tanz und Wein und Lustbarkeit,
was dir nur das Herz erfreut,
zu Stauffen auf der Meß?

Zu Freiburg in der Stadt
sauber ist's und glatt.
Reiche Herren, Gold und Gut,
Jüngferchen wie Milch und Blut,
zu Freiburg in der Stadt.

Hornberger Schießen.

Es geht aus wie das Hornberger Schießen. (Volksmund.)
— Da ging's aus, wie's Schießen zu Hornberg,
und mußten abzieh'n mit langer Nase.

Schiller, „Die Räuber".

Die „Vier Waldstätte".

(Waldshut, Säkkingen, Laufenburg, Rheinfelden.)
Rikefelde ischt e richi Stadt,
Säckinge ischt e Bettelsack,
Lauffeburg ischt e Lürekübel,
Waldshut ischt d'r Deckel drüber.

Lob des Markgräfler Lands.

Wenn der Markgräfler zehn Jahr Frieden behält,
so fährt er mit silbernem Pfluge ins Feld.

Frauentracht der „Markgräflerinnen".

Joh. P. Hebel.

Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide.
Do sin wiißi bauwele Strümpf mit chünstlige Zwickli,
(leg sie a, wenn d'chasch!) und Schueh und silberni Rinkli[1],

[1] Schnallen.

do ne grüene Rock; vom breit verbendlete Liibli
fallt bis zue de Chnödlenen[1] abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Tue d'Häftli i, und nimm do das Brusttuech,
Sammet und roserot. Jez flichti der chünstligi Zupfe
us de schöne, sufer gestrehlte[2], flächsene Hoore.
Obe vom wiißen Äcken[3] und biegsem in d'Zupfe verschlunge
fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
bis zum tiefe Rocksaum abe. — Gfallt der die Chappe,
wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo[4] in de Ricklene[5] grurgobt,
unter de Zupfe dure, du Dotsch[6], und über den Ohre
fürsi[7] mittem Letsch[8] und abe gegenem Gsicht zue!
Jez e side Schürtuech[9] her, und endli der Hauptstaat,
zwenzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuech!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
schwebst der uf der Brust, stigt mittem Otem und senkt si,
wahlet[10] der über d'Achseln und fallt in prächtige Zipfle
übere Rucken abe, si ruusche, wenn de=n=im[11] Wind gohsch!
Het mes lang, se loßt mes henke, hör i mi Lebtig.
D'Ermel, denk wol, henksch an Arm, wil's Wetter so schön isch,
aß me's Hemd au siehl und dini gattigen Ärmli,
und der Schiehut[12] nimmsch in d'Hand am sidene Bendel.
D'Sunne git eim wärmer und schint eim besser i d'Auge,
wer en in de Hände treit, und 's stoht der au hübscher!
Jez wärsch usstaffiert, as wenn de hofertig stoh[13] wottsch,
und de gfallsch mer selber wieder, chani der sage.

„Die Wiese".

Hebels Geburtsort. Wilhelm Jensen.

Die erste Station von Zell aus bildet das (jetzt) große protestantische Dorf Hausen. Nahe am Eingang vom Bahnhof ins Dorf liegt das Haus, in dem Hebel seine kümmer=

[1] Knöchel. [2] gekämmte. [3] Nacken. [4] welcher. [5] Schnurschlinge. [6] Tolpatsch. [7] nach vorn. [8] Schleife. [9] Schürze. [10] wallt. [11] du im. [12] Schattenhut. [13] Gevatter stehen.

liche Kindheit verbracht. Ärmlichst geartet, redet es davon durch eine Aufschrift „Hebels Heimathaus“. Außerdem steht daran der Spruch verzeichnet:

Wann Naid und Haß brennt wie Ein feür,
wär Holz und Kohlen nit so teuer. — 1763.

Das gebrechliche Haus stützt sich an dem „Gasthof zum Adler“, ein Einblick in den Zugang von rückwärts und in die inneren Wohnungsverhältnisse berührt besonders eigentümlich, wenn man zuvor gegenüber unter einer Baumgruppe vor der Kirche die Inschrift einer Denkmalbüste aus Goldbronze gelesen:

„Johann Peter Hebel, Badens erster Prälat,
lieblicher alemannischer Sänger und gemütlich heiterer
Volkserzähler“.
„Durch den Schwarzwald.“

Hebels Alemannische Gedichte. R. Reinick.

Wenn einige behaupten wollen, daß das Wesen der alemannischen Gedichte nur dem Süddeutschen verständlich sei, daß diese nur für den kleinen Bezirk genießbar wären, in dem die alemannische Sprache geläufig ist, so behaupte ich: dem ist nicht so!

Der Geist, der in diesen Dichtungen lebt, ist nicht bloß der Geist des Schwarzwaldes und des Breisgaues, nicht bloß des Schwabenlandes, nicht bloß der Geist des südlichen Deutschlands, es ist der Geist, der vom Rhein bis an die litauischen Grenzen, der von den Alpen bis zu den Wellen der Nordsee und des Baltischen Meeres alles Große und Herrliche im deutschen Vaterlande erzeugt und durchdrungen hat.

Das Brißgöw. Sebastian Münster.

Das Brißgöw ist ein guts kleins Land | hat alle notturft. Es rinnen in dieser statt (Freiburg) durch alle gassen Bächlin, das eitel frisch brunnenwasser ist | unnd über winter

nicht gefreurt. Weiter ist in dieser statt ein fast hübsch münster mit einem hohen thurm | der mit sunderlicher kunst vonn grund auff bis an den höchsten gipffel gefürt mit eytel guader und gebildten steinen | desgleichen man im Teutschen landen nitt findet nach dem thurm zu Straßburg. Die Heiden hetten ihn vor zeiten under die sieben wunderwerk gezelt wo sie ein solich werk gefunden hetten.

Baden-Baden. M. Merian.

Das man im Lande selbst nur „Baden" zu nennen pflegt, ist die Hauptstatt deß Marggrafftthumb Baden . . . es ligt diese Statt in der Höhe und gar uneben und hat fast umb und umb Berge, so aber von Reben und Wießwachs lustig seyn. Der Nahme kompt ihr von den warmen Bädern allda, welche zu den Kranckheiten, so von kalten Flüssen herkommen, wider den Krampff, sonderlich das Podagra und den bösen Magen dienen. Der Hauptorth oder Kessel, darauß das Wasser in großer Menge quillt, ist sonderlich zu sehen. Und ist solches Wasser, so Schwefel, Saltz und Alaun führt, sidheiß. Es seyn sonsten noch eylff Quellen, welche alle hell und eines Geschmacks, aber doch an ihrer wirklichen Hitz und Wärme sehr ungleich seyn. Wird nicht allein in die gemeine Bäder und Brunnenkästen, durch Teuchel und Röhren, sondern auch in die Wirts- und meiste Häuser geleytet. Hergegen ist das kalte Wasser und der liebe kühle Wein desto rarer daselbsten. Und wegen solcher Bäder, die entweder M. Aurelius Antoninus oder Caracalla, die Keyser erfunden, ist dieser Ort sehr alt. Und es hat vor diesem 1644 vil Badleut da geben: Wie dann die Gartenfrüchte in großer Menge und sehr gut wachsen: Und ein Überfluß an gesunden Speisen, sonderlich von Fischen, als Grundeln, Forellen, Salmen und Krebs und allerley Geflügel, zur Schnabelweyd gehörig, da zu finden. Ist der Zeit der Römisch-katholischen Religion, und ligen in der Statt etliche Markgrafen von Baden. Das fürstliche Schloß, oder Residentz ligt noch höher, als die Statt: Und ist vor diesem Krieg (dem Dreißigjährigen) wegen vieler schöner Sachen wol zu besichtigen gewesen."

Auf der Sachsenhäuser Brücke fängt der Odenwald an.
(Der Lauf des Mains bildet die Nordgrenze des Odenwalds.)

Spottvers aus dem bayerischen Odenwald.

Wer durch Amorbach geht ohne Geläut,
durch Weilbach ohne beschreit,
durch Miltenberg ohne gezopft,
durch Breitendiehl ohne gerupft,
durch Eichenbühl ohne geschlagen,
der kann in Neunkirchen von Glück sagen.

Schwarzwald- und Odenwald-Neckar.

H. Hansjakob.

Ich liebe den Neckarfluß, weil er ein solider Phlegmatiker ist, wo immer man ihm begegnet; sei es droben im Schwarzwald in seiner Jugend, sei es im Odenwald in seinem Mannesalter.

Er ist ein ruhiger Bürger, der, mit mäßigem Wohlstand zufrieden, gemächlich durchs Leben zieht. Dabei hat er noch Poesie im Leib wie ein alter Meistersinger; denn er nimmt seinen Lauf nur durch schöne Gegenden. Das Neckartal ist überall reizvoll, die Gegend ausgenommen, wo er dem Rhein sich naht und im Rhein untergeht.

Aber da das Sterben nie schön ist, kann man's dem Neckar auch nicht verübeln, wenn er unschön stirbt.

Daß jedoch auch der ruhigste Bürger einmal wild werden kann, das zeigen mir heute am jenseitigen Ufer die vielen Inschriften an den Häusern des Dörfleins Diedesheim, die da besagen, daß er anno 1824 die Häuser bis an die Brust unter Wasser gesetzt habe.

C. Prosa-Schilderungen.

I. Schwarzwald.

Der Schwarzwald. Willi Ule.

Eigene Reiseerinnerungen führen uns heute nach dem Süden unseres Deutschen Reiches, nach dem Schwarzwald, der so gern von denen, die ihn kennen gelernt haben, immer wieder aufgesucht wird. Er gehört unstreitig zu den schönsten Gebirgen unseres Vaterlandes. Wenn er gleichwohl von den Norddeutschen nicht so häufig besucht wird, so liegt das zum Teil daran, daß ihn doch die nahen Alpen an Schönheit noch übertreffen, zum Teil auch, daß er neben dem noch weniger bekannten Wasgau uns am weitesten entfernt liegt.

I.

Majestätisch erhebt sich das Gebirge im Osten der breiten und fruchtbaren Oberrheinischen Tiefebene. Es begleitet diese von Basel bis Durlach. Auch im Süden begrenzt das Rheintal das Gebirge bis zur Mündung der Wutach. Hier ist überall eine deutliche Grenze vorhanden. Im Osten und Norden fehlt aber eine solche. Neumann, dem wir eine ziffernmäßige Darstellung der Erhebung des Schwarzwaldes verdanken, läßt den Schwarzwald im Norden bis zu einer Linie von dem kleinen Flüßchen Pfinz bei Durlach nach der Mündung der Enz in die Nagold bei Pforzheim erstrecken, teils auf Grund geologischer, noch mehr aber auf Grund orographischer Tatsachen. Die Ostgrenze fällt dagegen nach Neumann zunächst mit dem Laufe der Nagold und der Steinach zusammen, springt dann bei Horb zum Neckar über, zieht an diesem entlang bis zur Quelle und geht dann über die Städte Dürrheim und Donaueschingen zur Wutach hinüber.

Das so umgrenzte Gebiet nimmt eine Fläche von rund 8000 qkm ein, ist demnach mehr als dreimal so groß als der Harz, es erreicht bei einer mittleren Breite von 40 bis 60 km

eine Länge von 160 km. Der Schwarzwald ist demnach seiner räumlichen Ausdehnung nach eines der ansehnlichsten Gebirge Deutschlands.

In der Höhe wird es nur vom Riesengebirge überragt. Der höchste Gipfel, der Feldberg, erreicht 1490 m, bleibt also hinter der Schneekoppe noch um mehr als 100 m zurück. Wenn man aber bedenkt, daß die Rheinebene am Fuße des Gebirges nur etwa 200 m hoch ist, während das Riesengebirge aus einem im Mittel fast 400 m hohen Gelände aufsteigt, so ergibt sich für die relative Höhe des Feldberges noch 100 m mehr als für den höchsten Gipfel des Riesengebirges. Es erklärt sich so der gewaltige Eindruck, den der Schwarzwald vom Rheintal aus gesehen auf den Beschauer ausübt.

In seinem äußeren Aufbau zeigt der Schwarzwald die sanfteren Formen eines Mittelgebirges. Die Gipfel stellen flachgewölbte Kuppen dar, so daß vom Horizont sich das Gebirge nur in sanftwellenförmigen Linien abhebt. Es bildet darin einen scharfen Gegensatz zu den benachbarten Alpen, einen Gegensatz, der sich uns unauslöschlich einprägt, wenn wir vom Feldberg bei klarem Wetter in der Ferne die schneebedeckten Gipfel der Schweiz als Zacken und Zinnen aufragen sehen, während vor uns die abgerundeten Kuppen des Schwarzwaldes aufragen.

Zwischen den sanftgewölbten Bergen und Bergrücken breiten sich meist breite Talsenken aus mit sanft ansteigenden Gehängen. Nur hier und dort haben die Flüsse und Bäche in die Berge tiefe Schluchten eingenagt, die oft wild romantische Landschaftsbilder erzeugen und darum die besuchtesten Punkte im Gebirge bilden.

Für die Gesamterhebung des Gebirges ist der steile Abfall nach Westen zur Rheinebene, der allmähliche Abstieg dagegen nach Osten charakteristisch. Die höchste Erhebung befindet sich überdies im Süden, nach Norden nimmt die Höhe des Gebirges beständig ab. Durch seinen geologischen Aufbau zerfällt es weiter in zwei orographisch sehr verschiedene Teile. Die Trennungslinie ist das tiefe Tal der Kinzig, das den Schwarzwald fast in seiner ganzen Breite durchschneidet.

Südlich davon liegt der höhere und größere, nördlich davon der niedrigere kleinere Teil. Im Süden haben wir das alte kristallinische Grundgebirge vor uns, um das sich mantelförmig ein mesozoisches Sandsteingebirge lagert.

Im südlichen Schwarzwald bildet die Feldberg-Belchen-Gruppe die mächtigste Erhebung; sie liegt nahe dem Westrand und ruft hier in ihrer steilen Erhebung von der Rheinebene aus die großartigsten Gebirgsszenerien hervor. Im Gegensatz dazu trägt der Abfall nach Süden einen mehr lieblichen Charakter, da sich das Gebirge hier weit allmählicher abdacht. Wieder anders ist das Landschaftsbild im Osten des südlichen Schwarzwaldes. Dort verschwinden die Bergkämme und gehen in breite Hochflächen über, in die schmale, steilwandige Täler eingeschnitten sind. Diese Gestalt des Geländes hat auch auf die menschliche Ansiedlung einen deutlichen Einfluß ausgeübt; die Bevölkerung wohnt dort vorwiegend auf den sanftwelligen Hochflächen, in den Tälern finden wir nur Einzelhöfe.

Der mittlere Schwarzwald, als welchen Neumann das nördliche Gebiet des südlichen Teiles bezeichnet, ist im Osten ebenfalls eine Hochfläche, dem aber die tiefen Taleinschnitte fehlen. Im Westen stürzt er gleich der Feldberg-Belchen-Gruppe schroff gegen die Rheinebene ab.

Ein sehr mannigfaltiges Bodenrelief bietet wieder der nördliche Schwarzwald in der Hornisgrindengruppe dar. Es ist ein Gebirgsland, reich an schroffen Gegensätzen von hoch und niedrig, von Berg und Tal. Das Landschaftsbild ändert sich aber nach Osten, sowie wir die Rinne von Rinzig und Wurg überschritten haben. Dann beginnt eine gleichförmige Abdachung zum schwäbischen Becken, über das der Blick unbehindert bis zum Schwäbischen Jura hinüberschweift.

Dieser östliche Schwarzwald ist wenig gegliedert. Er wird durch die einzelnen Wasserläufe nur in breiten Tälern mit sanften Gehängen zerschnitten, bildet somit ein sanftwelliges Hochland. Er ist überall dicht bewaldet, an den Flüssen ziehen sich grüne Wiesen hin, in den tiefer gelegenen Gegenden breiten sich auch weite Ackerfluren aus. Ödflächen finden wir nur an den Oberläufen der Gewässer.

Infolge der Mannigfaltigkeit der äußeren Gestaltung des Gebirges verläuft die Wasserscheide über den Schwarzwald in einer sehr gewundenen Linie. Sie ist meist nur eine Scheide zweiter Ordnung, d. h. trennt nur die Gewässer ein und desselben Stromsystems. Denn die meisten Flüsse des Schwarzwaldes strömen mittelbar oder unmittelbar dem Rhein zu. Nur ein kleines Gebiet entwässert zur Donau. Die Kammlinie, welche die Donauzuflüsse von denen des Rheins sondert, also Schwarzes Meer und Nordsee scheidet, erreicht kaum 30 km.

II.

Die heutige Form des Schwarzwaldes verdanken wir vorwiegend der Arbeit der Denudation und Erosion, die nach Schluß der Tertiärperiode eingesetzt hat. In der Diluvialzeit haben auch die Gletscher an der Abtragung des Gebirges teilgenommen. Daß der Schwarzwald zur Eiszeit von mächtigen Gletschern bedeckt war, darüber besteht heute kein Zweifel mehr. Davon hat sich auch der Verfasser selbst an Ort und Stelle überzeugt, und wer von den Lesern die Merkmale einstiger Vergletscherung kennt und sie zu erkennen vermag, wird bei einem Besuch namentlich der Feldberg-Belchengruppe ohne weiteres diese Behauptung durchaus begründet finden. Vom Feldberg sind die Gletscher durch das Bärental nach dem Titisee, nach dem Albtal, nach dem Schluchsee und nach dem Wilhelmstal bis 800 m Höhe hinabgegangen. In der Umgebung der Hornisgrinde sind ebenfalls zahlreiche Spuren einstiger Gletscher gefunden worden. Im Bereich dieser alten Glazialgebiete treffen wir zahlreiche Seen, die nach der Ansicht einzelner Geologen durch die Erosion der Gletscher gebildet sein sollen.

Aber an der Gestalt des Gebirges arbeiten auch noch ununterbrochen die Bäche und Flüsse der Gegenwart. Sie werden darin unterstützt von dem Niederschlag, der in reichlichen Mengen im Bereich des Schwarzwaldes fällt. Infolgedessen zeichnen sich die Schwarzwaldflüsse im allgemeinen auch durch großen Wasserreichtum aus, was ihnen eine erhöhte Erosionskraft verleiht.

Der Niederschlag fällt in größeren Mengen namentlich im Westen des Gebirges. Dort werden die vorwiegend westöstlich gerichteten Luftströme an den steilen Gehängen zum raschen Aufstieg gezwungen, wodurch eine starke Ausscheidung von Wasserdampf bedingt wird. Wie die Regenmenge bei dem Anstieg zum Gebirge zu-, dann von Westen nach Osten abnimmt, zeigen folgende Beobachtungsergebnisse, die als das Mittel der fünf Jahre 1875—79 gefunden wurden. Es fielen danach im Jahre in Auggen am Fuße des Gebirges 1000 mm, in Badenweiler schon 1300, in Höchenschwand dagegen fast 2000 mm, in Donaueschingen, obwohl es 300 m höher liegt als Badenweiler, jedoch nur 1000 mm.

Auch die Temperaturverhältnisse sind im Osten und Westen sehr verschieden. An der hohen Wärme der Oberrheinischen Tiefebene, dem wärmsten Gebiete Deutschlands, nimmt die Westabdachung des Gebirges noch teil. Der niedrige Osten des Schwarzwalds ist das kältere Gebiet. Dort sind namentlich die Winter kalt. In Badenweiler und Freiburg haben wir eine mittlere Jahrestemperatur von 10^0, in Höchenschwand nur eine solche von $6{,}5^0$, in Donaueschingen von 7^0. Die niedrige Wintertemperatur im Osten ist zum Teil zurückzuführen auf die Ansammlung kalter Luftmassen in den weiten Tälern des Ostens.

Die Temperaturwerte, die im vorstehenden miteinander verglichen wurden, sind natürlich nicht unmittelbar aus den Beobachtungen gewonnen, sondern sind aus diesen abgeleitet unter Berücksichtigung der Meereshöhe der Beobachtungsorte, sind also, wie man sich wissenschaftlich ausdrückt, auf das Meeresniveau reduziert. In Wirklichkeit ist die Temperatur auf den Höhen erheblich geringer als am Fuße des Gebirges. Der Schwarzwald reicht fast in die Region des ewigen Schnees hinein. Die höchsten Gipfel überragen noch die Baumgrenze, die wir im Süden etwa in einer Temperaturzone von 3^0, im Norden in einer solchen von 1^0 finden.

Die baumlosen Regionen werden teilweise von dem Buschwerk niederer Zwergföhren umgeben. Dann aber beginnen dichte Waldungen von Fichten und Tannen, die dem Gebirge vielleicht den Namen „Schwarzwald“ gegeben haben,

wenigstens macht das dunkle Grün der Tannen den Bergwald wirklich zu einem schwarzen Wald.

In den niederen Bergregionen begegnen wir auch ausgedehnten Beständen von Buchen, namentlich dort, wo der Muschelkalk ansteht. Hier tritt zuweilen schon die Stechpalme als Unterholz auf, ein Gehölz, das wir nur im Westen Deutschlands in den Wäldern antreffen. Unter dem dichten Wald gedeihen sonst auf dem Boden nur wenig Sträucher und Kräuter. Die phanerogame Flora des Schwarzwaldes ist nicht reich. Der Boden des Waldes ist meist moosbedeckt, die freien Stellen zeigen dürftigen Graswuchs und Farnkräuter.

Die waldlosen Flächen werden von Wiesen und bis in die höchsten Täler hinauf auch von Äckern eingenommen. Auf dem höher gelegenen Ackerland werden Gerste, Roggen und Kartoffel angebaut. Auf den Hochflächen breiten sich große Moore, echte Hochmoore, und auch Alpenwiesen aus.

Auf der warmen Westseite des Gebirges wird überall Weinbau betrieben. Unter den verschiedenen Sorten sind Markgräfler und Ebernblut wohl die besten. Aber auch der einfache Landwein mundet zuweilen vortrefflich, obwohl der südliche Schwarzwaldwein nicht zu den besten unseres Reiches gezählt werden kann. Man sagt, daß den meisten Weinbergen die Morgensonne fehle.

In den dichten Waldungen lebt auch noch mancherlei Wild. Edelhirsche, Rehe und Hasen sind nicht selten. Auch das Wildschwein gehört zu den Jagdtieren des Schwarzwaldes. Bär und Wolf sind aber aus diesem Gebirge längst verschwunden. Die Bäume selbst beleben zahlreiche Vögel, unter anderen auch das Auerwild. Auf dem Boden treffen wir häufig noch die Kreuzotter an. Doch ist damit die Fauna nicht erschöpft.

III.

Die Frauen tragen lange, gefältet grüne Joppen, ein rotes Göller und weiten, vielfältigen Rock. In dieser Tracht laufen auch schon die Kinder herum, die oft sehr drollig in ihrer altmodischen Kleidung aussehen. Natürlich verschwindet auch dort mehr und mehr die alte Tracht, sie weicht der

modernen Kleidung. Ob das zu bedauern ist, möchten wir nicht ohne weiteres entscheiden. Aus sanitären und praktischen Gründen dürfte es wohl fast zu wünschen sein, daß eine solche Modernisierung der Kleidung sich vollzieht. Man sollte in Deutschland nur die Trachten zu erhalten suchen, die nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Hygiene zulässig sind.

In dem Landschaftsbild des Schwarzwaldes tritt uns als charakteristisches Merkmal das Schwarzwaldshaus entgegen. Dieses zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß Wohnhaus und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereinigt sind. Es ist aus Holz gebaut und mit Stroh oder Schindel gedeckt. Um die Giebelseite und einem Teil der Langseite läuft eine zusammenhängende Reihe von Fenstern, welche die dahinter befindliche Wohnstube erleuchten. Die Wohnstube hat getäfelte Wände und einen großen Kachelofen, um den eine Bank läuft. Zu ebener Erde befinden sich Schlafkammer und Küche. Daneben liegen die Ställe. Oberhalb der Fenster geht eine Galerie um das Haus, welche meist zu den Schlafkammern des Gesindes führt. Hinten stößt das Haus an den Berg, von wo aus, oft über eine Brücke, der Weg zu den hochgelegenen Speicherräumen führt. Das Dach ragt stets weit über das Haus hinaus und schafft so vor dem Hause einen breiten trocknen Platz, auf dem sich fast immer ein Brunnen befindet. In den katholischen Gegenden ist neben jedem Haus noch eine kleine Kapelle errichtet.

Der Schwarzwälder wohnt vorwiegend in Einzelhöfen. Auch die eigentlichen Dörfer sind oft nur eine größere Zahl dichter beieinander liegender Einzelhöfe. Größere Siedlungen finden wir auf dem Schwarzwald selbst nur vereinzelt, sie liegen am Rand des Gebirges, vornehmlich an den Ausgängen der Flußtäler. Die Entstehung dieser Orte ist wohl in erster Linie auf den Verkehr zurückzuführen. In früheren Zeiten war der Rhein eine noch viel wichtigere Verkehrsstraße als heute. Damals bewegte sich durch die Täler des Schwarzwaldes ein lebhafter Verkehr. Pforzheim, Offenburg und auch Freiburg müssen wir als echte Verkehrsstädte ansehen. Zur Entwicklung der Randstädte hat sicher auch die Holzflößerei erheblich beigetragen.

Auf dem Schwarzwald selbst zeigt die Lage der Siedlungen deutliche Beziehungen zu den geologischen Verhältnissen. Auf dem Muschelkalk finden wir im allgemeinen eine dichtere Bevölkerung als auf dem Buntsandstein. Auf der Höhe des Gebirges fehlen die Ortschaften ganz, sie sind dort auf die Täler beschränkt. Die Gebirgsansiedlungen sind in ihrer Entwicklung z. T. durch die schlechte Waldwirtschaft behindert worden. Früher war der Schwarzwald eine menschenleere Waldwüste. Erst die Mönche haben hier Besserung gebracht. Heute schafft sich ein großer Teil der Waldbewohner durch Ackerbau seinen Unterhalt, ein anderer aber durch gewerbliche Tätigkeit. Es ist ja bekannt, wie die Uhrenindustrie im Schwarzwald blüht. Heute gehört auch die Fabrikation von Musikwerken zu den wichtigsten Erwerbsquellen. Gleichwohl ist das Volk nicht reich, in einzelnen Gegenden herrscht noch viel Not. Im Süden hat die Großindustrie teilweise Hilfe gebracht, im Norden aber reicht die Kraft der kleineren Flüsse zu großindustriellen Unternehmungen nicht aus. Hier lebt daher eine besonders arme Bevölkerung.

In vielen Gegenden des Schwarzwaldes bringt der Fremdenverkehr reichen Segen. Dieser möge den biederen Schwarzwäldlern auch ferner zuströmen, ihnen selbst und zugleich den Fremden zum Heile. Ein Besuch des Schwarzwaldes ist lohnend auch für den, der die benachbarten Alpen und andere Gebirge unsers Reiches geschaut hat.

„Die Natur".

Eine Fahrt ins Höllental. A. Trinius.

1. Und nun hinein ins Höllental, durch dessen dräuende Felswände sich die Eisenschlange einen so kühnen, großartigen Weg gebahnt hat! Der landschaftlich wirksamste Teil der Fahrt liegt zwischen Station Himmelreich und Hintergarden. Hier treten wir in oft schauerliche Felswildnis ein, hier auch hat die Technik des Bergbahnbaus ihr volles, höchstes Können eingesetzt. Über eine massige rote Sandsteinbrücke rollt der

Zug in das Tal hinein, das für den ersten Teil der Fahrt noch alle Lieblichkeit fruchtbarer Gelände zeigt. Noch einmal grüßt uns Freiburg, Rhein und Wasgau, dann nehmen andere neue Bilder uns gefangen. An Villen, Gärten, Weinbergen und hellen Dörfern geht's vorbei. Littenweiler, Kirchgarten, Himmelreich ziehen vorüber; über Brücken, einschießende Bäche, an Ruinen und Kapellen vorbei trägt uns das Dampfroß. Nun hat die Talbahn ein Ende. Die Bergbahn beginnt. Aus dem „Himmelreich" soll's durch die „Hölle" jetzt nach Hinterzarten gehen.

Dunkle Tannen säumen so ernst die Felsen, die immer näher zusammenrücken, so daß sich die Bahn hart an sie anschmiegen muß, um dem schäumenden Wasser Raum zu lassen, hinab zur Ebene seinen Weg zu ziehen. Einzelne Hütten liegen da und dort auf schmalen Bergmatten verstreut. Zuweilen ächzt die fort und fort sich windende Eisenschlange gerade über ihren Dächern fort, immer tiefer in die graufige Felsenwildnis sich einbahnend. Tief drunten tobt über Blöcke und gefallene Baumriesen donnernd und aufschäumend in jähen Sprüngen der Bergbach; dann schwindet Himmelslicht und Blau. Im engen Felsenpaß mit turmhohen Wänden zieht's empor, nun hinein in den ersten Hirschsprungtunnel, gleich darauf in den zweiten. Jetzt zeigt sich ein herrlicher Rückblick auf die überwundenen Felsenmauern mit ihren zerzausten Tannen, den Höllenbach in der Tiefe, den die dunklen Wälder so geheimnisvoll umschließen. Und nun sind wir auf der Höhe. An der Felswand erkennt das Auge spärliche Mauerreste, die letzten Trümmer der in Sage und Lied gefeierten Burg Falkenstein, die einstmals als Wächterin über den Abgründen der Höllenschlucht thronte und deren Bewohner gar oft ein Schrecken der Wanderer und fahrenden Leute waren.

2. Die Wichtigkeit des Höllentales als eines trefflichen Passes zwischen Schwaben und dem Rhein hatten schon die Römer erkannt. Freilich gestatteten ihnen ihre technischen Hilfsmittel nicht, den geraden Weg innezuhalten, wie ihn jetzt Straße und Bahn ziehen. Deshalb bogen die Römer, wie Funde und aufgedeckte Anlagen beweisen, oberhalb des Dreisamtales nordöstlich ab, um dann bei Villingen in das Schwabenland

einzutreten. Das Mittelalter baute dann ebenfalls seitlich eine Straße durch das Zastlertal, welche so lange benutzt wurde, bis man durch den engsten Teil des Höllenloches mittelst Sprengungen eine neue gerade Verkehrsader schuf. Dies geschah zu Ehren der unglücklichen Marie Antoniette, um ihr den verhängnisvollen Zug nach Frankreich zu erleichtern. Unter großen Feierlichkeiten, welche damals die Fürstenberger im Verein mit dem ganzen Lande der edlen Braut darbrachten, zog letztere durch das wilde Höllental hinab nach Freiburg und dann hinüber auf den Thron Frankreichs, dessen Besteigung sie auf dem Schafott mit dem Leben zahlen sollte. Berühmt ist dann das Höllental auch noch durch den Rückzug des Generals Moreau geworden, welchen dieser im Oktober 1796 nach der Schlacht bei Liptingen durch diesen Felsenpaß antrat.

3. Unweit der Ruine Falkenstein erreicht man die Station Hirschsprung (559 m). Hier setzt die Zahnradbahn ein. Durch den 203 m langen Rebrtunnel, an Geröllhalden vorüber, mit einem herrlichen Blick auf den noch zu erklimmenden letzten Bergwall, den stattliche Bauerngehöfte inmitten saftiger Matten beleben, steigt die Bahn — tief unten bleibt die Straße — an dem weißperlenden Höllenbach empor zur Station Posthalde. Eine malerische Sägemühle, der kleine Bau der uralten Oswaldkapelle, das Gasthaus „zum Sternen“ folgen. In diesem prächtig gelegenen Wirtshause weilte Napoleon III. mit seinen Getreuen im Oktober 1836 vor seinem abenteuerlichen Einfall in Straßburg. Was hier das großartige Landschaftsbild noch mehr in seiner Wirkung erhöht, das ist der hoch in der Luft frei und zierlich schwebende Ravenna-Viadukt, mit welchem die Bahn den Eingang überbrückt hat zum hochromantischen Tal der Ravenna. Einen kühneren Bau haben auch die Gotthard- und Arlbergbahn kaum aufzuweisen.

4. Bei dem Gasthaus „zum Sternen“ haben wir eine Höhe von 740 m erreicht. Von dem Viadukt genießt man einen herrlichen Blick zu dem kreuzgeschmückten Ravennafelsen, über das Tal; dann braust der Zug in den 85 m langen Ravennatunnel, überschreitet darauf die Poststraße mit nochmaligem

Rückblick auf den „Sternen“ und taucht dann in den 248 m langen Finsterranktunnel, in welchem die Bahn eine Kurve beschreibt. Dann folgt der letzte Tunnel, der 82 m lange Löffeltaltunnel, und zu unsern Füßen liegt die großartige Szenerie des Löffeltales, durch welches der tobende Zartenbach, an zahllosen malerischen Sägemühlen vorüber, über moosbewachsene Felsblöcke und durch dunkle Tannennacht als ein einziger, hinreißend schöner Wasserfall hinabjagt. Am oberen Ende des Löffeltales haben wir die Hochfläche erklommen. Bald darauf hält der Zug in dem 885 m hoch gelegenen Hinterzarten. Jenseits des Dorfes, das mit all den umliegenden kleinen Ortschaften infolge seiner freien Höhenlage sich allmählich zu einem sehr beliebten Luftkurort entwickelt hat, zieht sich die Bahn über tanneneingefaßtes braunes Moor- und Heideland, ein urweltliches Gletschergebiet, aus dem da und dort gewaltige Gletscherblöcke aufsteigen, und erreicht auf der kaum merklichen Wasserscheide zwischen Dreisam- und Wutachgebiet den höchsten Punkt (892 m), von wo sie sich zu der an der Südseite des prächtig bewaldeten Hirschbühls gelegenen Station Titisee (858 m) hinabsenkt.

5. Dort tritt die Bahn in das Tal der Gutach und führt über Neustadt, Kappel, Röthenbach, wo sie vermittels hochinteressanter Brücken das Hochplateau der Baar erreicht, über Löffingen und Hüfingen nach Donaueschingen, um dort in die Schwarzwaldbahn einzumünden.

„Alldeutschland in Wort und Bild“, Berlin, Ferd. Dümmler.

Rast vor einem Schwarzwälder Bauernhause.

Georg Lang.

Wir wanderten im Schwarzwalde zu dreien durch den Morgennebel dem Tag entgegen.

Bald begegneten uns Mäher, die dem taufrischen Wiesental zuschritten. Allmählich begann auch das Leben in den Häusern. Eine Frau trat aus der Tür und füllte am nahen

Brunnen ihren Eimer. Freundlich erwiderte sie unsern Morgengruß. Der jüngere meiner beiden jugendlichen Freunde blieb stehen, sah bald mir fragend ins Auge und richtete dann wieder die Blicke auf das freundliche Weib. Ich verstand seine Augensprache und fragte die Bäuerin, ob sie uns wohl ein Glas Milch ablassen wolle. Dienstfertig schritt sie dem Stalle zu und brachte bald im reinlichen Gefäße die köstlichste Milch, die sie eben erst dem Euter entnommen hatte. Wir nahmen sie als Frühstück gern entgegen und ließen uns auch das kräftige Schwarzbrot der gastfreien Frau schmecken. Nun schlüpften auch einige fast nackte Kindlein aus dem Hause und betrachteten halb schüchtern, halb neugierig die fremden Wanderer. Als wir aber eine Unterhaltung mit ihnen anknüpfen wollten, da huschten sie scheu wieder in das Haus wie junge Füchslein in die sichere Höhle. Dann aber schauten sie im Gefühle voller Sicherheit durch die kleinen Fenster und lachten und schäkerten mit uns ohne Unterlaß.

Welche Heimstätte könnte aber auch den Bewohnern das Gefühl des Geborgenseins in höherem Grade geben als solch ein Schwarzwälder Bauernhaus! Alles, was der Landmann an Wohnung, Stallung und sonstigen Wirtschaftsräumen bedarf, wird von einem einzigen mächtigen Dache überschattet. Lang und breit, hoch und weit dehnt es sich über einen bedeutenden Flächenraum aus und reicht mitunter an manchen Stellen bis herab zum Erdboden. Oft muß der Wandrer dem Hause ganz nahe kommen, wenn er die vielen, aber kleinen Fenster der Wohnräume erblicken will, die von dem weit überhängenden Dache halb verdeckt werden. Vor den Fenstern laufen holzgeschnitzte Galerien her, über die man in die verschiedenen Räume des Hauses gelangt. Neben den Stuben befinden sich die Stallungen.

Über allen diesen Gelassen breitet sich ein außerordentlich umfangreicher Speicher oder Boden aus, auf dem — und das erscheint dem Fremdling gar seltsam — Pferde und Wagen verkehren. Wie aber kommen diese auf den Speicher? Der Schwarzwälder baut sein Haus gerne so, daß die eine Schmalseite einer Bodenerhebung zugekehrt ist, welche der Höhe des Speichers annähernd gleichkommt. Diese Höhe verbindet

er nun durch eine Brücke mit dem Speicher, auf den er dadurch mit Pferd und Wagen gelangen kann. Ist eine natürliche Erhöhung nicht vorhanden, so muß die erhöhte Zufahrt künstlich hergestellt werden, indem ein Damm aufgeworfen wird. Während nun die Mutter mit ihren Kindern in den holzgetäfelten, niedrigen Stuben sich bewegt und wirtschaftet, führt der Vater über den Köpfen der Seinigen die Pferde am Zaum und bringt die Ernte auf dem wohlbeladenen Wagen ein. Diese Brücke am Hause dient außerdem als Dach bei Hantierungen, die im Freien vorgenommen werden. Unter ihr sägt und spaltet der Schwarzwälder sein Holz, welches rings um das Haus an trockenen Stellen aufgesetzt wird. Da steht wohl auch eine Schnitzbank, auf der gar manches Haus- und Ackergeräte von kundiger Hand verfertigt oder wenigstens wieder ausgebessert wird.

In der Nähe des Hauses fehlt selten eine kleine Kapelle oder ein Kruzifix.

Gewiß aber steht „der beste Mann im Ort" gleich beim Hause und verläßt nicht seinen Posten.

Wer kennt den besten Mann im Ort?

Ja, der gemütliche, immer freundlich plaudernde Brunnen ist es, der hier Mensch und Tier stets neu erfrischt, an dessen Trog die Kleinen stundenlang spielen, wo im Vorbeigehen alt und jung ein kurzes Zwiegespräch hält, an dem das Pferd selten vorbeikommt, ohne einen kräftigen Zug zu tun, zu dem der Spitz, der treue Wächter des Heimwesens, hinaufsteigt, zu dem sich das Rotschwänzchen vom gastlichen Dache herabschwingt, um zu trinken. Die Wäsche, die dort an den äußeren Gängen des Hauses aufgehängt ist, wurde hier gewaschen, und die Küchenkräuter, die in dem Hausgärtchen gedeihen, werden vom „besten Mann" am Hause getränkt. Außer ihm bilden gewöhnlich noch einige stattliche Tannen die vertrauten Nachbarn am Hause.

So umschließt die Schwarzwälder Heimstätte eine kleine Welt, in der die Familie allein haust.

Bauernfaſtnacht im badiſchen Markgräflerland.

Kornelie Maas.

„Geſchdert iſch Burefaſent (Bauernfaſtnacht) gſi — acht Tag no der Herrefaſent!“ Wie haben ſich alle auf den Tag gefreut, alt und jung! Seit Neujahr hat der Gedanke an Burefaſent Väter und Buben beſchäftigt. Da ſitzen ſie jeden Abend vor dem „Chachelofe“ auf der „Chunſcht“ (eine aus Kacheln am Ofen angebaute Bank, die mit dem Ofen erwärmt wird) und ſchnitzen ſich „Schiebe“ (Scheiben) zum „Schiebeſchlage“. Tags zuvor iſt jeder Buchenklotz ernſthaft geprüft worden, ob er tauglich ſei. Dann hat ihn der Vater verſägt, 2 cm dick. Täglich wird der Vorrat der geſägten Scheiben kleiner, denn drinnen werden gar eifrig die Scheiben zurecht geſchnitzelt: In der Mitte ein Loch, nach außen dünn zugeſchnitzt. Und endlich ſind die 200—300 „Schiebli“ fertig. Sie werden auf einen Draht aufgereiht und zum Trocknen in „d' Oferöhri“ (Ofenloch) gelegt. Das war das Nötigſte und das erſte Geſchäft in den erſten Wochen des neuen Jahres!

Alle Schiebe ſind fertig. Noch vierzehn Tage bis zum großen Tag. Hör doch den Lärm draußen auf der Straße! Was ſoll das? Alle Buben ſtehen draußen vor dem Fenſter, einen großen halb mit Holz und „Wellen“ (Reiſigbündel) beladenen Leiterwagen ziehen ſie mit ſich. Und

„Welle und Holz, unſer Freud' und Stolz!
Holz am Döldile, Holz am Döldile!“

rufen ſie vor jedem Haus. Ein jeder gibt mit Freuden ſeinen Beitrag für „die Fiere“ (Feuer) am Faſent. Jeder volle Leiterwagen wird in den „Schopf“ (Schuppen) „von's Engler Chiefers“ (Küfer Engler) geführt. Dort wird der Vorrat aufgeſpeichert. Aber auch der Wald muß herhalten. Tagelang „ſchleipfe“ (zuſammenholen) ſie Holz und Reiſig.

Noch zwei Tage! Jetzt wird der ganze Vorrat hinaufgeführt auf die Schulwieſe dort oben am Berg vor dem Wald. Dazu werden Ochſen „verdlehnt“ (geliehen). „E Chnecht“ (ein Knecht) wird angeſtellt, drei Mark Trinkgeld kriegt er von den Buben. Die wurden natürlich auch „z'ſammeg'haiſcht“ (zuſammengebettelt).

Droben werden — weithin sichtbar — vier riesig große Holzstöße aufgeschichtet: „Die Siere". Die ältesten Buben bewachen die Nacht durch bei kleinem Wachtfeuer „die Siere", damit nichts gestohlen wird — sie haben ihren ersten Schnaps, „e Chriesewässerli" (Kirschwasser).

Und endlich ist der heißersehnte Abend da! Feuer um Feuer flammt auf. Schon fliegen kleine feurige Punkte in hohem Bogen vom Berge herunter. Da machen auch wir uns auf, hinauf zur Stelle, wo das halbe Dorf in ausgelassenster Freude versammelt ist. Je höher wir kommen, um so deutlicher vernehmen wir einzelne Worte, die jedes Schleudern einer „fierige Schiebe" begleiteten. Jetzt hat uns ein Schlingel entdeckt: „Schiebi, Schiebo, die Schiebe soll ebe recht goh für unser Herr Pfarrer!" und hoch über uns hin' weg fliegt die Scheibe. Das bringt Glück ins Haus. Wär' sie nicht geflogen, wär' der Wunsch nicht in Erfüllung gegangen. Da stehen sie nun: Männer, Burschen, Schulbuben und kleine Knirpse, die seit kaum einem Jahr Höslein haben. Jeder hat seinen Ring Scheiben am Arm und einen langen Stecken in der Hand. Eine Scheibe um die andere wird losgelöst, der Stecken durchgesteckt, ins Feuer gehalten, bis sie glüht, und dann über eine Art von Sprungbrett mit Wucht geschleudert, daß sie in die Höhe saust, ins Tal hinab — den Eltern, dem Liebchen, den Freunden. Wer kann's am besten? Sicher der Kleine dort, der kaum den Stecken halten kann. 'S ist des Vaters Jüngster, er belehrt ihn eben und ist so stolz, wenn „em eini goht" (wenn ihm eine gelingt). Wie schön ist's bei uns! Doch sieh! auch drüben, drunten, dort hinten, weiter vorne, überall, über jedem Dorf steigen Feuersäulen auf, ganz in weiter Ferne glühen noch die Siere der Markgräfler, und Tausende von Scheiben werden in die Heimat hineingeschleudert. So begrüßen unsere Kinder mit ihren kleinen Sonnen die große droben am Himmel auf ihrem neubeginnenden Siegeslauf.

Immer tiefer kommt die Nacht, die Feuer werden kleiner, die „Schiebering" sind leer. „Jetzt heim, 's Mietterli het Chiechle (Küchle) bache"! Jauchzend und singend ziehen sie in langem Fackelzug heim zum „Chiechli-esse".

Heinrich Sohnrey's „Dorf-Kalender" 1907.

Der Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses.

H. Knackfuß.

1. Der Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, der unter der Regierungszeit des Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz in den Jahren 1556—1559 errichtet wurde, ist ohne jede Frage die schönste Schöpfung der deutschen Renaissance-Architektur. Über einem schlichten Untergeschoß erhebt sich die unvergleichliche Fassade aus rotem Sandstein in drei Stockwerken, die von unten nach oben in fein abgewogenen Verhältnissen an Höhe abnehmen. Als Träger der Gebälke, die die Stockwerkeinleitung bezeichnen, steigen zwischen den Fenstern, mit Nischen, in denen Standbilder stehen, abwechselnd, im ersten und zweiten Stock Pilaster, im dritten Halbsäulen empor. Von den ruhig durchgehenden wagerechten Linien kräftig zusammengehalten, vereinigen sich die Pilaster und Säulen mit den Figurennischen, mit den Konsolen, die über diesen das Gebälk zu unterstützen scheinen, mit den Pilastereinfassungen und reichen Bekrönungen der durch Hermen geteilten Fenster zu einer wunderbar reizvollen Belebung der Fläche, derber und kräftiger im unteren Stock, reicher und zierlicher in den beiden oberen. Das Auge des Beschauers wird in gleichem Maße gefesselt durch die unübertreffliche Raumverteilung, die Harmonie im Wechsel von Ruhe und Leben, wie durch die klassische Schönheit der Einzelbildungen. Überall herrscht der mustergültigste Geschmack; nur an einzelnen Stellen, an einem Teil der Bekrönungen der obersten Fensterreihe und an der Portalbekrönung, tritt geschlitztes und gerolltes Kartuschenwerk zwischen die edlen Formen figürlicher und pflanzlicher Verzierungen, die der Kunst des Altertums würdig wären.

2. Das Portal, zu dem zwei Freitreppen hinaufführen, ist ein großes Prachtstück. Zu den Seiten der an Einfassung und Leibung mit Trophäen, Arabesken und sonstigem Schmuck in feiner Flacharbeit verzierten rundbogigen Türöffnung stehen je zwei prächtige Männergestalten in langen Gewändern als Träger des Gesimses; über der Attika, auf der eine Inschrift Name und Titel des Erbauers angibt, baut sich eine hohe

Bekrönung auf; deren unterer Teil zeigt in prächtiger Ausführung, von Karyatiden eingeschlossen, das landesherrliche Wappen mit dem kurfürstlichen, dem pfälzischen und dem bayrischen Schild, links und rechts davon einen Mann im Kampfe mit einem Löwen, das eine Mal unterliegend, das andere Mal siegend; in der Spitze der Bekrönung erblicken wir zwischen Genien das Brustbild des Erbauers. Dieser oberste Teil des Portalaufsatzes ragt in den zweiten Stock hinein und schließt unmittelbar an die mittlere Figurennische an, in der sich die Gestalt der christlichen Liebe zeigt. Die Standbilder dieses Stockwerkes stellen nämlich die christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung, dazu die beiden Herrschertugenden Stärke und Gerechtigkeit dar. Der untere Stock zeigt die Standbilder starker Helden des Altertums, Josua, Simson, Herkules, David, und im Anschluß daran in den Giebeln der Fensterbekrönungen, auf münzenähnlichen Rundfeldern, die Bilder römischer Helden und Kaiser. Die oberste Statuenreihe enthält, so recht den Anschauungen jenes Zeitalters entsprechend, das alle menschlichen Geschicke von den Sternen abhängig glaubte, die Planetengötter; da die Zahl der Nischen nur fünf beträgt, so haben zwei der Götter in den Giebeln, die einst die Fassade bekrönten, ihre Aufstellung gefunden. Jetzt sind diese Giebel bis auf geringe Reste verschwunden. Das Innere des Hauses ist eine wüste Stätte, aber die mit reichem bildnerischen Schmuck ausgestatteten steinernen Türeinfassungen legen noch Zeugnis ab von der Pracht, die einst in diesen Sälen herrschte. — Wer der Baumeister dieses wunderbaren Palastes war, ist eine noch nicht mit Sicherheit beantwortete Frage. Die Bildhauerarbeiten rühren zum größten Teile von Alexander Colin aus Mecheln her; dieser treffliche niederländische Meister, der sich nach der italienischen Kunst gebildet hatte, war mehr als ein halbes Jahrhundert lang der gesuchteste Bildhauer in Deutschland.

Deutsche Kunstgeschichte. 2. Bd. Bielefeld u. Leipzig. 1888.

Der Münsterturm zu Freiburg im Breisgau.

Fr. Kugler.

Abweichend von der gewöhnlichen Anlage, die an der Fassade des kirchlichen Gebäudes zwei Türme über den westlichen Enden der Seitenschiffe anzuordnen pflegt, tritt am Freiburger Münster nur ein starker Turm in der Breite des Mittelschiffes vor den Körper des Gebäudes. Der Turm bezeichnet für dies Gebäude zunächst die Vorhalle der Kirche, die er in seinem unteren Geschosse in sich einschließt. Die Vorhalle ist nach der Vorderseite in ihrer ganzen Breite offen, die Öffnung spitzbogig überwölbt und mit einem bildgeschmückten Giebel gekrönt. Eine reichgegliederte Tür, mit zahlreichen Bildwerken versehen, führt aus der Vorhalle in die Kirche. Im übrigen ist der gesamte Unterteil des Turmes sehr einfach gehalten, und nur die kleinen Tabernakel über den Absätzen seiner starken Streben bringen seine Erscheinung in Harmonie mit der reicheren Dekoration des Schiffes. Für die Bauzeit dieses unteren Turmteiles ist es nicht unwichtig, zu bemerken, daß sich am linken Strebepfeiler der Vorhalle, neben anderen öffentlichen Bestimmungen, die Umrisse des Brotmaßes vom Jahre 1270 eingegraben finden.

Die obere Hälfte des Turmes bezeichnet dagegen ein neues Stadium der Bauführung. Im Gegensatz gegen die Einfachheit der unteren Hälfte sehen wir hier die reichste Pracht des gotischen Stiles entwickelt; ein neuer Meister, eine neue Leitung, ein neuer Plan treten uns hier entgegen. Daß der Oberteil des Turmes, wie er vor uns steht, nicht bereits im ursprünglichen Entwurfe der gesamten Turmanlage vorgebildet war, beweist vornehmlich der Übergang des einen Teiles in den andern. Es liegt im Wesen der gotischen Architektur, daß jeder spätere, jeder höher emporsteigende Teil in dem früheren, tiefer gelegenen seine Vorbereitung findet, und daß solchergestalt das Ganze von einer stetig fortschreitenden Entwickelung durchdrungen ist. Ein näherer Blick auf den Entwurf für den Turmbau des Kölner Domes gibt hierüber den genügendsten Aufschluß. In dem Turme des Freiburger Münsters aber hat der Unterteil nichts, was

als eine Vorbereitung auf die Hauptformen des Oberteiles hin-deuten könnte, nichts, was die Erscheinung der letzteren mit Notwenigkeit bedingte. Ja, — ob auch leise verdeckt und somit für den Totaleindruck nicht geradezu störend, so brechen doch die Hauptformen des Unterteils fast roh ab, und es bildet sich, im Widerspruch gegen das Grundprinzip des gotischen Stiles, ein scharfer Abschnitt zwischen beiden Teilen, die durch die Galerie am Fuße des Oberteiles nur um so entschiedener hervorgehoben wird. Doch ist bei alledem ein äußerst glückliches Massenverhältnis zwischen den beiden Teilen des Turmes beobachtet worden. Die obere Hälfte, in mächtiger Fülle emporragend, bildet den Hauptteil des Baues, dem sich die untere Hälfte, fast nur einem Untersatze ver-gleichbar, unterordnet.

Der obere Teil des Turmes hat von seinem Fuße an eine achtseitige Grundform. Doch sind den vier Eckseiten zu-nächst reichverzierte Strebepfeiler von spitzwinklig dreiseitiger Gestalt vorgelegt, wodurch das Ganze eine gewissermaßen zwölfseitige Grundform erhält. Erst in der Mitte, wo die Streben sich als freie Tabernakeltürme von der Masse ab-lösen, tritt der achteckige Bau in vollkommener Freiheit her-vor. Hier sind seine acht Seiten durch große Fensteröffnungen ausgefüllt, während unterwärts noch die Mauermasse vor-herrscht und diese nur durch kleine Fenster, die Schall-Löcher der dort aufgehängten Glocken, durchbrochen wird. Über den letzteren, am Fuße jener großen Fensteröffnungen, ist be-reits die Plattform des Turmes, die eigentliche feste Be-deckung seines Innern, angeordnet. Von da an ist alles offne, freie, durchbrochene Architektur; keine Wölbung, kein Balken- oder Dachwerk füllt mehr das Innere aus. Die eigentlich festen Teile der Architektur, in ebenso kühner wie sicherer Konstruktion, bilden hier nur noch die acht Eckpfeiler zwischen den großen Fenstern und die acht mächtigen Rippen der schlanken Spitze, die den Schluß des Ganzen ausmacht; dazwischen sind die giebelgekrönten Bogen der Fenster und ihr zierlich leichtes Stabwerk, sowie die bunten und in mannigfachem Spiele wechselnden Rosetten in den schmalen Feldern der Spitze, nur eben eingespannt. Alles ist hier in

den ſchwungvollſten und leichteſten Formen gebildet; je höher die letzteren emporſteigen, um ſo flüſſiger und luftiger wird ihre Dekoration; bis dem oberſten Gipfelpunkte die mächtige Kreuzblume entblüht, die ihre Blätter dem Himmelsgewölbe entgegenbreitet. Wunderbar iſt der Durchblick durch dieſes luftige Formenſpiel in das Blau des Himmels, wenn man auf der Fläche der Plattform ſteht; faſt noch wunderbarer, wenn die Glut der untergehenden Sonne dies märchenhafte Gebilde mit Gold und Purpur übergießt. Der Turm des Freiburger Münſters iſt der Stolz der gotiſchen Architektur; wenigſtens vereint unter all den Türmen, die zur Ausführung gekommen ſind, keiner in gleichem Maße Reichtum, Kühnheit der Konſtruktion und freien gemeſſenen Adel der Formenbildung. Seine Geſamthöhe beträgt 385 rheiniſche Fuß.

Am Rheinufer zu Mannheim.

Peter Schnellbach.

1. Es gibt wohl keinen Standort, wo die Bedeutung des Rheinſtroms für Mannheims Handel und Verkehr dem Blick ſich beſſer offenbart, als die Rheinbrücke, die Mannheim mit dem benachbarten Ludwigshafen verbindet. Von hier umfaßt das Auge den majeſtätiſchen Strom mit ſeinen ſtattlichen Schiffen und Dampfbooten, von hier ſeine langgeſtreckten Ufer mit ihren rangierenden Eiſenbahnzügen, ausgedehnten Werfthallen, gewaltigen Getreideſpeichern und ſchlotenreichen Fabriken, von hier das vielgeſtaltige Treiben der Menſchen, alles auf einmal in einem einzigen großartigen Bilde.

2. Eben kommt ein Schleppzug den Rhein herauf. Drei Schiffe ſind noch im Schlepptau des ſtarken Remorqueurs. Er hat wohl ſchon eins und das andere ſeiner Anhangſchiffe an der Neckarmündung oder am Eingang in den Mühlauhafen abgeworfen oder weiter unten am Rheinufer, da wo der Blick im Dunſt der großen Fabrik nichts mehr zu erkennen vermag. Vielleicht hat er die doppelte, ja dreifache

Anzahl Schiffe hierhergebracht. Solche Schleppzüge von acht bis zehn Schiffen, aus deren Fracht die Eisenbahn vielleicht zwanzig Güterzüge machen würde, sieht die Fahrstrecke von Bingen bis Mainz nicht selten. Inzwischen hat der Schlepper sein letztes Schiff abgeworfen, das an der obersten Werfthalle beilegte, die Dampftroßwinden sind tätig, die weit im Wasser nachschleifenden Schleppdrähte aufzuholen, und mit Stampfen und Schnauben ist jetzt der Schlepper der Brücke so nahe gekommen, daß wir die Kommandoworte des Kapitäns hören können. Die Maschine stoppt, der weißliche Gischt, zu dem die gewaltigen Radschaufeln das grüne Rheinwasser zerstäubten, ist verschwunden, immer stetiger wird der Gang des Kolosses, ein neuer Kommandoruf, und der schwere Anker rasselt in die Tiefe.

3. Doch unser Auge soll nicht zur Ruhe kommen. Es verfolgt die kleinen Dampfboote, die unterhalb der Rheinbrücke dem lebhaften Personenverkehr zwischen den beiden Ufern dienen. Oder es ergötzt sich an einem der flinken, zierlichen Bugsierdampfer, der mit seinem hoch aus dem Wasser emporragenden langen Dreimaster im Schlepptau aussieht wie eine Nußschale neben einem großen Fischtopf. Oder es betrachtet einen etwas größeren grüngestrichenen Schraubendampfer, der eine ganze Flotille kleiner Backstein- und Riesschiffe stromauf bringt. Oder es blickt einem vom rechten Ufer abfahrenden Personendampfer nach, der mit fröhlichen Menschen besetzt ist uud eben seine Reise rheinabwärts nach Rotterdam antritt.

4. Unterhalb der Rheinbrücke dehnt sich der Rheinkai mit seinen Lagerschuppen und Werfthallen aus. Schiffe in großer Anzahl sind dort im Aus- und Einladen begriffen. Dahin begeben wir uns. „Vorsicht! Zurücktreten!“ ruft uns da plötzlich eine barsche Stimme zu. Dicht über unserm Kopfe, so scheint es uns — wir bücken uns unwillkürlich — schweben zwei große Fässer vorüber. Es sind Palmölfässer, zusammen etwa 30 Zentner schwer, die an dem langen Arm des stockwerkhoch auf seinem eisernen Bock sich drehenden elektrischen Krans aus dem Schiffe geschwungen und an der Türe der Werfthalle von den Arbeitern in Empfang genommen werden. Ein zweiter Kran ist beschäftigt, aus dem gleichen Schiffe

Roheisen auszuladen. Die Eisenbahnwagen stehen schon bereit, die es aufnehmen und auf dem Schienenweg weiterbringen sollen. Dieser zweite Kran hebt seine vierzig Zentner Eisen mit jedem Hub aus dem Schiff, und mit fünf Hub ist der Eisenbahnwagen beladen. Bis heute abend wird der Kran als seine Tagesarbeit vier- bis fünftausend Zentner geleistet und zwanzig bis fünfundzwanzig Eisenbahnwagen beladen haben, jeden zu zweihundert Zentner.

5. Da ist auch schon der erste Kran, der uns vorhin mit seinen Palmölfässern so sehr erschreckte, mit diesen fertig geworden. Schmalzfässer aus Chicago sind an der Reihe; immer vier auf einmal fliegen sie aus dem Schiff empor und werden von den Arbeitern auf die Wage in der Werfthalle, dann auf ihren Lagerplatz gerollt. Wir blicken durch die offenstehende Tür in die Halle und treten auf die freundliche Aufforderung des Werfthallenverwalters ein. Was liegt da nicht alles drin aufgehäuft in Kisten, Fässern, Ballen, Säcken, Kübeln und sonstigen Verpackungen! Die Palmölfässer sahen wir beim Ausladen schon. Jene Fässer dort enthalten Kokosöl. Es wird Seife und Butter daraus gemacht. In diesen Kübeln hier ist Schmalz aus Chicago, in jenen Fässern gesalzenes Schweinefleisch, ebenfalls aus Chicago. Die hohen Lagen dicker Säcke da enthalten getrocknete Biertreber, und ihnen gegenüber in sauberen Kisten lagern Quäker-oats (Hafergrütze) und daneben getrocknete Äpfel aus Amerika, Aprikosen aus Frankreich, Datteln und Feigen aus Italien und Spanien. Wir kommen dann an Tabakballen, Reisballen, Nelkensäcken, an Stößen blankroter Kupferbarren, an großen Päcken Lumpen vorbei und schreiten jetzt durch wirkliche Sackgassen — es ist Roggenmehl aus Stettin und Königsberg — dem andern Ausgang der Halle zu. Hier werden gerade eiserne Tonnen in einen großen Kahn eingeladen. Je acht gehen auf die Ladepritsche und werden vom Kran direkt aus dem Eisenbahnwagen ins Schiff hinabgelassen. Es ist Zement, der nach China bestimmt ist. Ein zweites Schiff nimmt andere Talgüter ein.

6. Aber da schlägt es zwölf; wir beschließen, nach der Stadt zurückzukehren. Doch da geht gerade der Schlag-

baum vor uns über die Straße nieder. Wir vertreiben uns die Zeit, die wir warten müssen, mit dem Entziffern der Kreideaufschriften auf den einzelnen Güterwagen, die langsam vorüberziehen. Ein Eisenbahner, der's wissen muß, sagt uns, was drin ist. Ist das eine Musterkarte von Waren, Bestimmungsorten und Eisenbahnwagen! Und wie bunt durcheinander hier, wo die Zusammenstellung zu Zügen noch nicht geschehen ist. Drei Wagen mit Frucht: sie gehen nach Regensburg, um dort auf der Donau weiterzureisen; zwei Wagen sind badisch; einer gehört nach Erfurt. Es folgt ein Langwagen mit Bauholz nach Würzburg. Dieser k. k. österreichisch-ungarische Wagen geht mit Öl nach Augsburg. Nach Basel wieder Frucht, einige badische, dann ein schweizerischer Wagen. Ein paar bayerische und württembergische laufen leer zurück. Der nächste Wagen geht nach Zürich; er führt Maschinen. Hier Faßdauben in einem Elsässer Wagen, der nach Straßburg rollt. Einige Sammelwagen jetzt mit Kolonialwaren, Kaffee, Reis, Öl, Schmalz, Kakao, Gewürze, nach Ulm, München, Reutlingen, Lahr. Diese Scheiter sind Blauholz nach Feuerbach bei Stuttgart. Dann kommen viele Kohlenwagen, alle in die nähere Umgegend. Da drinnen ist Kartoffelmehl nach Dornach im Elsaß. Hier wieder zwei Sammelwagen nach Pforzheim und Schaffhausen. Ein weißgestrichener Brauereiwagen aus Pfungstadt. Es folgt eine Reihe offener badischer Wagen mit Kohlen nach Landstuhl, Bruchsal, Zabern, Freiburg . . ., — welch wechselvolles Bild von dem gewaltigen Verkehr der ersten Handelsstadt Badens, ja ganz Südwestdeutschlands!

Wanderungen und Bootfahrten durch Mannheims Hafengebiet. 2. Auflage. Mannheim 1904.

Die Weinsage vom Bodensee.

Heinrich Hansjakob.

Der Seewein an den badischen Ufern des Schwäbischen Meeres ist bekannt durch seine Säure. Mit Recht berühmt

ist nur der Meersburger. Eine alte Legende gibt aber den Grund an, warum der Meersburger viel besser ist als seine Nachbarn.

Zur Zeit, als noch die Römer in ihrem Kastell Marispurgum saßen und die Kelten ringsum ihre Untertanen waren, sei einmal unser Herr mit Sankt Peter am See heruntergekommen auf einsamer Wanderung.

Da, wo heute die Dörfer Immenstaad und Hagnau liegen, habe er an verschiedenen Fischerhütten und Pfahlbauten um Nachquartier gebeten für sich und seinen Begleiter, sei aber, seiner fremden Erscheinung wegen, von den mißtrauischen Keltenmännlein grob abgewiesen worden.

In Meersburg, wo römische Kultur sich niedergelassen, waren die Leute gastfreundlicher und höflicher. Sie gaben den zwei Fremdlingen Herberge für eine Nacht.

Am andern Morgen vor der Abreise sprach der Herr: „Weil ihr mich und meinen Freund so gastlich empfangen, will ich euch eine bleibende Freude machen. Weinstöcke sollen alsbald eure Hügel bedecken und Wein bringen zu eures Herzens Fröhlichkeit." So geschah es alsbald, und schon am Abend jenes Tages tranken die Meersburger süßen Wein.

Als nun die groben Keltenbäuerlein oberhalb Meersburg von der wunderbaren Gabe hörten, eilten sie dem Fremdling nach, der indes am See unterhalb des Römerkastells ebenso gröblich behandelt worden war und in keiner Hütte auch nur einen Bissen Brot bekommen konnte. Der weinsüchtige Landsturm von oben verkündete den Seehasen unter Meersburg, was vorgefallen, und gemeinsam eilen alle dem Wundermann nach, erreichen ihn noch, ehe er bei den Pfahlbauten von Sernatingen das Schwäbische Meer verläßt, fallen ihm zu Füßen und bitten um Verzeihung für ihre Grobheit und auch um Weinberge.

Der Herr, gütig wie immer, verzeiht und sagt ihnen die Erfüllung ihres Wunsches zu. Bis sie heimkämen, sollten Rebstöcke die Uferhalden zieren.

Mit freudigem Dank und jubelnd zogen die Kelten- und Pfahlmännlein von dannen. St. Peter aber, der in menschlichem Unmut nicht so leicht verschmerzen konnte, daß sein

Meiſter ſo gröblich war behandelt worden, ſprach: „Aber, Herr, wie konnteſt du dieſen Grobianen zur Verzeihung noch ein ſo ſchönes Geſchenk machen? Sie werden jetzt ſicher zu viel trinken und deiner erſt recht vergeſſen.“

Der Herr aber, ſo ſchließt die Legende, antwortete: „Petrus, beruhige dich! Weinberge ſollen ſie haben; der Wein aber wird ſo ſauer ſein, daß ſie geſtraft genug ſind durchs Trinken.“

Seitdem wächſt der Seewein ſauer, und nur in ſeltenen Jahren erbarmt ſich der Himmel und läßt einen guten wachſen. Das iſt aber dann ein Jubeljahr, von dem Kinder und Enkel noch reden, bis wieder eines kommt.

Schneeballen vom Bodenſee. III. Heidelberg 1894.

Der Iſteiner Klotz. V. v. Scheffel.

Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Baſel ſeinen Lauf verändert und in rechtwinkliger Biegung ſeine Stromveränderung gen Norden fortſetzt, hat dortlands wenig Berge und ſtolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an ſeine alpenumtürmte Heimat gemahnen. Doch ſchickt ihm der Schwarzwald einen ſeiner Ausläufer gleichſam als dienſttuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfange und ihm einen Gruß mitgebe an das, was jenſeits Mainz wieder als fröhliches Gebirge ſeine Ufer umſäumt.

Selbiger Ausläufer iſt eine ſenkrecht und ſteil in die Rheinflut abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgeſchobener Poſten jener großen Heerſchar, die der Belchen und Blauen befehligen, hat keine ſehr anmutige Form und wird von den Leuten ſeines gröblichen Äußeren halber mit nicht ſchmeichelhafter Benennung der „Klotz von Iſtein“ geheißen. Wächſt übrigens heutzutage ein guter Tropfen Weines darauf.

„Hugideo.“

II. Odenwald.

Striche zur Charakterisierung des Gebirges.

A. Kleinschmidt.

1. Der Odenwald ist ein Gebirge voll eigenartigen Reizes, ungleich den anderen Mittelgebirgen unseres Vaterlandes, dem einsamen, fast düsteren Harze, dem waldreichen Thüringerwalde, dem ernsten Spessart, dem so außerordentlich wechselreichen Schwarzwalde. Der tiefe, sich über Quadratmeilen hinlagernde Bergforst fehlt ihm meist. Wie das ganze Gebirge etwas von dem sonnigen Charakter der Rheinlande hat, so finden sich auch in seinen Wäldern jene dunklen, schattenschweren Tiefen nicht, die anderen Waldgebirgen Deutschlands ein so eigenartiges, nicht selten düsteres und für den Fremden fast unheimliches Gepräge verleihen. Wer den Odenwald von der Bergstraße aus betrachtet, oder wer ihn gar vom Rhein aus vor sich lagern sieht, der meint wohl, Waldberg müsse sich endlos hinter Waldberg aufbauen, so daß die Talungen in den Massen der Wälder ganz verschwänden. Wer aber von einer der westlichen Talmündungen nach Osten hin aufwärts steigt, der erkennt bald, daß er sich in solcher Annahme getäuscht hat; der Odenwald ist ein wald-

reiches, aber kein ausschließliches, reines Waldgebirge. Neben dem Walde tritt als völlig gleichberechtigt das Kulturland auf: die saftige Wiese, der nährende Acker, die fröhlich gedeihende Obstbaumpflanzung. Und diese Eigentümlichkeit gereicht dem Gebirge nicht zum Nachteil. Sie ermöglicht die erstaunliche Menge reizvoller Fernblicke, sie macht eine Wanderung auch dann noch angenehm, wenn in den großen Waldgebirgen die Gründe längst kalt, ungangbar und nicht selten so düster geworden sind, daß ihr Anblick drückend auf die Seele wirkt. Auch in der späten Jahreszeit wandert sich's noch schön im Odenwalde. Lange bleibt das Grün der Wiesen, lange der Laubschmuck der Blätter, und selbst die Felder behalten vielfach einen Anflug von Grün, bis der erste Schnee die mancherlei darauf hervorgesprossenen Feldblumen und Unkräuter unter seiner einförmigen weißen Decke begräbt.

2. Auch in anderer Hinsicht fällt der Odenwald auf. Sein 2400 qkm großes Gebiet zeigt keine scharf ausgeprägte, einheitliche Kammbildung, wie etwa der Thüringer Wald oder das Erzgebirge; vielmehr gleicht das Gebirge in seiner ganzen Bildung einem wellenförmigen Hochplateau, in dem sich allerdings zahlreiche Rücken und Züge unterscheiden lassen, zwischen denen sich jedoch mehr oder weniger breite Talungen hinziehen, und die sich da und dort zu ziemlich geräumigen Hochflächen erweitern. Welches Gewirr von Tälchen und Schluchten, von Buchten und Winkeln aber auf diesem verhältnismäßig kleinen Raum! Es ist, wenn man von einer Höhe darauf herniederschaut, zuweilen fast, als hätte sich eine schöpferische Laune darin gefallen, dem Menschenauge einmal anschaulich zu machen, wie mannigfaltig und reizvoll sich ein verhältnismäßig kleines Bergland schon in Hinsicht auf die vertikale Gliederung gestalten läßt. Von einem der Haupttäler aus streben zahlreiche größere und kleinere Seitentäler den umschließenden Höhen zu, verlieren sich in einem Bergjoche, oder krümmen sich vor dem eigentlichen Rücken wieder sanft nach dem Haupttale zu; andere laufen in breite Talbuchten aus, in denen zwischen Wiese, Feld und Wald friedliche Siedelungen fleißiger und frohsinniger Menschen liegen; noch andere kommen sozusagen gar nicht zur Entwicklung,

ſcheinen ihr Vorhandenſein lediglich einem neckiſchen Zufall zu verdanken. So verliert ſich gar manches Tälchen, dem der Wanderer neugierig in ſeinen Krümmungen und Windungen folgt, in eine ſtille Bergwieſe oder einen Erlengrund, dem der luſtig abwärts eilende Bergbach entſtrömt.

3. Weſentlich beſtimmt wird der landſchaftliche Charakter des Berglandes durch die Bewaldung. Wo dem Gebirge der Wald fehlt, wird es immer etwas Nüchternes haben. Auch im Odenwalde bewirkt neben der vertikalen Bildung ganz beſonders der Waldbeſtand nach Ausdehnung und Zuſammenſetzung den Eindruck auf das Gemüt. Im weſtlichen Teile herrſcht der Laubwald oder doch der gemiſchte Wald entſchieden vor, der Nadelforſt ſteht hier auffallend zurück. In Verbindung mit der mannigfaltigeren und keckeren Bildung der Bergformen verleihen dieſe Forſte der Landſchaft etwas Heiteres, Sonniges, Lebensfrohes. Ganz beſonders reizvoll wirkt der gemiſchte Beſtand zur Frühlings- und Herbſtzeit in ſeinen entzückenden zahlreichen, auf kleinem Raume nebeneinander vorkommenden Schattierungen von Grün auf das Auge. Wenn ſich aber der Wald zum Winterſchlummer zu rüſten beginnt, ſcheint es faſt, als wolle er ſeine ganze verführeriſche Schönheit noch einmal zeigen. Ein wahres Meer der verſchiedenſten Farben leuchtet in den Wipfeln und Sträuchern auf; in einzelnen ſtillen, von der Herbſtſonne mildbeſtrahlten Buchten, wo viele Bäume der verſchiedenſten Arten beiſammenſtehen, meint das Auge wohl in ein farbiges Märchen zu ſchauen. Da flammt der wilde Kirſchbaum in feurigem Rot; neben ihm ſteht der Ahorn in leuchtend gelbem Blätterſchmuck; die Kiefer prangt in ſattem Blaugrün; die Lärche, die Fichte, die Schwarztanne, die Eiche, die Buche, die Birke und wie die freundlichen Waldbäume alle heißen mögen, — ſie haben ſich, jeder in ſeiner Art, in die herrlichſten Farben gekleidet. Auch dieſen Farbenzauber ſiehſt du nur in den ſonnigen Rheinlanden; denn nur hier gedeihen ſo viele verſchiedene Bäume fröhlich nebeneinander. Der Walnußbaum findet ſich an der Bergſtraße gar nicht ſelten im und am Walde, und die Edelkaſtanie kommt in manchen Gegenden dieſes geſegneten Landſtriches geradezu maſſen-

haft vor, so z. B. am Schloßberge bei Heidelberg. An den sonnigen Berghängen gedeiht hier auch fröhlich die Rebe und liefert einen köstlichen, feurigen Wein. — Im östlichen Teile des Gebirges treffen wir zwar auch noch ausgedehnte, wundervolle Buchenwälder, so z. B. zwischen dem Mossau- und Mümlingtale; auch der gemischte Bestand ist nicht selten, namentlich die Vereinigung der Kiefer mit der Fichte zu einem Ganzen: aber überwiegend tritt nun doch der Nadel-, namentlich der Kiefernwald auf. Gerade die Kiefer scheint sich im Buntsandsteinboden außerordentlich wohl zu fühlen; sie treibt in einem Jahre meterlange Schosse, wird gewaltig hoch und stark und bildet nicht selten Stämme, die gerade wie ein Pfeil zum Himmel emporstreben. Die auf den jungen Schonungen stehende hohe, schlanke Samenkiefer mit dem kleinen dunkelgrünen Wipfel ist sozusagen charakteristisch für den „hinteren" Teil des Gebirges. Fast überall sehen wir sie sich auf den Höhen scharf gegen den Himmel abzeichnen.

4. Die Bewässerung des Gebirges ist verschieden. Auch im westlichen Teile rinnt und rauscht durch fast jeden Talgrund ein Bächlein. Allein es sind vielfach doch bloß winzige Wasserfädchen, die in der Glut der Sommersonne zum Teil gänzlich versiegen, zum Teil wenigstens noch an Wasser verlieren, so daß sie ihr Dasein nur mühselig hinschleppen. Nur einige stärkere Flüßchen brechen aus den Tälern hervor, so die Weschnitz und die Modau; sie behalten auch im heißen Sommer eine ziemlich gleichmäßige Wassermenge. Günstiger ist in dieser Beziehung der östliche Teil des Gebirges daran. Hier entspinnt sich in jeder Talung fast ein rinnendes Wässerlein. Grund davon ist zweifellos die stärkere Bewaldung; sie hält die Feuchtigkeit in der Decke des Bodens und in diesem selbst zurück und wirkt so gleichsam wie eine Art Sammelbecken, das auch in Zeiten der Dürre und des Sonnenbrandes nicht versagt. All diese eiligen Wässerchen führen ihre Flut dem Vater Rhein zu. Sie sammeln sich zu größeren Bächen, die in den Neckar und Main münden und auch in den heißesten Sommermonaten wenig von ihrer Wassermenge verlieren. Die Gersprenz, die Mümling, die Modau, die zum Main fließen und die Jetter, der Finkenbach, die dem Neckar

entgegeneilen, treiben jahraus, jahrein zahlreiche Mühlen, Fabriken, Sägewerke und dergleichen und versagen den Dienst fast niemals. Ihre Stattlichkeit tritt nahe vor den Mündungen klar zutage. Die Zahl der Teiche ist verhältnismäßig noch gering im Gebirge, obwohl die „Ernten aus dem Wasser" besser lohnen als die von sumpfigen Wiesen.

5. Angenehm für den Wanderer ist auch die Wegsamkeit und verhältnismäßig starke Besiedelung des Gebirges. Herrliche, gutgepflegte Straßen, die von sorglich gehegten Obstbaumpflanzungen begleitet werden, durchziehen den Odenwald nach allen Richtungen. Mag auch die Breite der großen Hauptzüge beträchtlicher sein als die der Nebenstraßen — in bestem Zustande befinden sich alle. Es gibt kaum ein Gebirge in Deutschland, das sich in dieser Beziehung mit dem Odenwalde messen kann. Wenn die Straße nicht frisch „ausgeflickt" worden ist, rollt der Wagen wie auf Asphalt darüber hin, und auch für den Fußwanderer ist dieser treffliche Zustand der großen Verkehrswege namentlich bei ungünstiger Witterung eine große Wohltat. Anerkennend sei hier auch der zahlreichen Hochwege gedacht, die allerdings nicht überall gut gehalten sind, aber zahlreiche liebliche Fernblicke bieten und oft auf große Entfernungen hin durch stille Wälder führen. Die Besiedeluug ist im Westen stärker als im Osten; aber hier wird ein Ausgleich dadurch geschaffen, daß nach altgermanischer Sitte die Hofsiedelung überwiegt und geschlossene Dorfschaften verhältnismäßig selten vorkommen. Stundenlang dehnt sich mancher Ort infolge davon aus; da liegt ein Hof, umgeben von seinen Äckern und Wiesen die ersteren vielleicht noch durch besondere Hage von den Nachbargrundstücken getrennt; dort lugt aus stattlichen Obstbäumen, überragt von einer hohen Fichte, ein anderer am Berghange; hier hat der Müller sein Mahl- und Sägewerk im Wiesengrunde angelegt; dort grüßt vom Waldrande das bescheidene Häuschen des Taglöhners oder Holzhauers. Manche Örtchen bestehen nur aus einigen Gehöften, und nicht selten gehören zehn bis zwölf Dörfer und Weiler zu einem Kirchspiele. Diese eigentümliche Art der Siedelung gibt dem Gebirge etwas wohltuend Belebtes und Trauliches, dem

einsamen Wanderer ein Gefühl der Sicherheit. Wo er auch wandert, er weiß in nicht allzu großer Entfernung immer Wohnstätten von Menschen neben sich. Daß der Odenwald überhaupt, im Gegensatze zu manchem anderen Gebirge, für sicher gilt und dieses Lob verdient, sei zu seinem Ruhme hier nur kurz erwähnt.

6. Der Odenwald gehört drei Staaten an und zwar dem größeren Teile nach zum Großherzogtum Hessen (Provinz Starkenburg), kleinere Teile des Gebirges im Süden und Osten gehören zum Großherzogtum Baden und zum Königreich Bayern (Unterfranken). Das hessische Gebiet erstreckt sich über die Kreise Erbach, Heppenheim, Bensheim, Darmstadt, Dieburg und Offenbach. Der badische Odenwald fällt in die Kreise Weinheim, Heidelberg, Eberbach, Wiesloch, Sinsheim, Mosbach und Buchen, während das bayrische Gebiet den Bezirksämtern Obernburg und Miltenberg zugehört. Einen nicht geringen Reiz birgt unser freundliches Bergland auch in den geschichtlichen Erinnerungen und den Sagen, die beim Durchwandern in der Seele des Wanderes wach werden.

„Der Odenwald und seine Nachbargebiete", G. Volk. Stuttgart 1900.

Des Volkes Eigenwesen. Georg Schäfer.

Als hervorstechende geistige Eigenschaften des Odenwälders lassen sich hervorheben: Fröhlichkeit und Munterkeit, Treue, Gastfreundschaft, Biedersinn und Gefälligkeit. Ein gewisser Grad von Schlauheit leuchtet überall hervor, daneben läuft ein ebenso hoher Grad von Mißtrauen gegen diejenigen nebenher, die ihn aus seinem gewohnten Geleise herausführen wollen. Der echte Odenwälder glaubt nur dem, der seit Jahren bewiesen hat, daß er streng wahrheitsliebend ist. In seinem Handwerk und bei seinem Ackerbau hält er am Alten fest, bis durch mehrjährige Ergebnisse nachgewiesen wird, daß das Neue tatsächlich besser ist als das Alte. Dann folgt er schnell. Versuche und Proben macht er nicht. Ebenso kon-

ſervativ iſt er auch in bezug auf Politik und Religion. Der Konfeſſion nach iſt die Odenwälder Bevölkerung überwiegend evangeliſch; katholiſch ſind nur die ehemals mainziſchen Ämter und einige andere Orte. Dem Konventikelweſen und der Sektiererei ſind ſie abhold. Das Altlutheranertum, hervorvorgerufen durch die neue Kirchenverfaſſung Mitte der ſiebziger Jahre, hat keinen rechten Boden gewinnen können, ebenſowenig wie die freien proteſtantiſchen Gemeinden, die in den vierziger Jahren durch Pfarrer Kattmann in Kirch-Brombach u. a. gegründet wurden. Der Odenwälder hängt feſt an ſeinem überkommenen Glauben, und er iſt ein fleißiger Kirchenbeſucher, wenn auch jetzt weniger als früher. In den Kirchdörfern, wo der alte gute Geiſt noch herrſcht, iſt es Brauch und Sitte, daß ſämtliche Mitglieder einer Familie Sonntags die Kirche beſuchen mit Ausnahme der ganz alten, nicht mehr wegfertigen Perſonen, der kleinen Kinder, der Kranken und derjenigen Perſon, die das Mittageſſen bereiten muß. Auf den Geiſtlichen hält der Odenwälder große Stücke, beſonders dann, wenn der Seelſorger an ſeinem Wohl und Wehe innerlichen Anteil nimmt, auch etwas von Land- und Gartenwirtſchaft und Viehzucht verſteht, oder doch Intereſſe dafür zeigt. Von den Geiſtlichen und Beamten verlangt der Odenwälder außer tüchtigen Leiſtungen im Dienſte perſönliche Achtung; eine übergroße Herablaſſung iſt ihm ebenſo zuwider wie Dünkel und Hochmut. Überſpannte Leute charakteriſiert der Gebirgler mit den Worten: „Der iſt ſeines Handwerks e Narr“, oder: „Er ſpielt ein Achtelchen in der Crumſtädter Lotterie“, wozu aufklärend bemerkt wird, daß bei Crumſtadt im Ried die älteſte heſſiſche Landes-Irrenanſtalt liegt. — Religionsſpöttereien ſind dem Odenwälder aufs äußerſte zuwider, und er hat eine Anzahl von Überlieferungen, die ſchildern, wie ſolche Spöttereien faſt immer in erſchütternder Weiſe geſtraft und gerächt werden. Ein einziges Beiſpiel mag für viele andere gelten und hier folgen: Mutwillige junge Leute kamen in einer Spinnſtube auf den gottesläſterlichen Einfall, die Abendmahlsfeier nachzuahmen. Die Geſellſchaft beſtand aus zwölf Perſonen. Als ſie ſich vorbereitete, an den inzwiſchen weißgedeckten Tiſch heranzutreten, zählte man noch

einmal die Anwesenden — und siehe da! — Es waren ihrer dreizehn, und so oft man auch zählte, waren es wohl sechs Paare, aber dreizehn Personen. Da erfaßte die Gesellschaft das Grausen, sie stob auseinander und fand sich nie mehr zusammen. Über Jahr und Tag lebte von den Spöttern keiner mehr. Die religiöse Gesinnung erscheint als Niederschlag in vielen Sitten und Anschauungen. Das Brot wird heilig geachtet; man nimmt es den Städtern äußerst übel, wenn sie auf ihren Spaziergängen durch Wälder und Felder ihre Speiseüberreste, besonders aber Brotbrocken, von sich werfen. Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme, heißt es in jedem Hause, und wenn jemand zufällig auf ein Krümchen tritt, so entschuldigt er sich wegen seines Versehens. Wer das Brot nicht achtet und ehrt, ist seiner nicht wert, kann man in vielen Häusern hören.

„Der Odenwald und seine Nachbargebiete", G. Volk. Stuttgart, 1900.

Mosbach im Odenwald. H. Hansjakob.

1. Wir fahren in das Tal der Elz hinein, die hier mit dem Burger Neckar sich vermählt, und in kurzem sind wir in der einstigen Reichsstadt Mosbach im Odenwald.

Berge grüßen uns statt der Hügel im Kraich- und Elsenzgau und an ihren Halden Reben; denn Mosbach gehört noch zu dem alten Wingartheibagau im Lande der Ostfranken.

Seine Reichsunmittelbarkeit dauerte aber, wie die seiner Nachbarinnen, nicht lange; geldnötige deutsche Könige verpfändeten die kleinen Städte immer wieder, und so kam Mosbach seit König Adolf von Nassau nie mehr von seinen Pfandherren, welche 1329 die Pfalzgrafen am Rhein wurden, gänzlich los. Höchstens gaben diese die Stadt zeitweilig als Afterpfand in andere Hände. Fast das ganze 15. Jahrhundert hindurch war sie auch Residenz eines Zweiges der Pfalzgrafen.

2. Drum fuhr ich am heutigen Abend nicht ohne Respekt in die alte Stadt ein. Erst wollte sie mir nicht gefallen; denn ich traf überall neumodische Häuser. Aber je weiter ich hineinkam, um so mehr staunte ich über die schönen und vornehmen Bürgerhäuser, jene großen Holzpaläste, aus denen die Behaglichkeit und der Wohlstand des Bürgertums des 17. und 18. Jahrhunderts herabschauen auf die Neuzeit; das echte und rechte Bild einer ehemaligen Reichsstadt. — Und die heutigen Mosbacher unb Mosbacherinnen schauten so vergnügt und so friedlich aus den malerischen Häusern in den Sommerabend hinein wie die einstigen Patrizier und Patrizierinnen zu Ulm oder Augsburg. Da ich die ganze Stadt durchfahren mußte, bis ich in mein Quartier kam, so genoß ich diesen Anblick voll und ganz, und als ich draußen beim Landgericht, dem ehemaligen Franziskanerkloster, landete, war ich übervoll der Anerkennung für die schöne Landstadt Mosbach.

3. ... Wir gingen zurück bis zum Marktplatz, der ein schönes Miniaturbild der großen Rathausplätze der niederländischen Städte gibt. An ihm liegen das aus einer alten Kirche hergestellte stilvolle Rathaus und die Stiftskirche, ein gewaltiger gotischer Bau mit romanischen Überresten ... Die romanischen Teile der Kirche stammen noch aus der Zeit, da die Kirche zu einer reichen Benediktinerabtei gehörte, die schon Kaiser Otto II. an das Domstift Worms vergabte. Im 13. Jahrhundert kamen Augustiner-Chorherrn an die Kirche; sie wurden aber vertrieben, als 1564 Kurfürst Friedrich III. die Pfalz reformierte.

4. Meine Begleiter machten mich noch auf viele alte Häuser aufmerksam, deren Holzwerk am Giebel mit einer Kalkschicht verputzt und so zugedeckt wurde; eine wahre Sünde gegen den guten Geschmack und gegen die schöne, alte Kunst des Zimmermanns. Dagegen zeigte man mir in einem Gäßchen das Haus eines Metzgers und Wursters, das sein Besitzer neu, aber ganz im alten Stile hat herrichten lassen. Dieser Wurster hat mehr Poesie und guten Geschmack im Leib als viele seiner Mitbürger. — Wenn die Mosbacher sich entschließen könnten, ihre vielen alten Häuser im Stile der ursprünglichen Bauart zu restaurieren, so würden sie ihre kleine

Stadt zu einer Perle alter, schöner Architektur und zu einem Ziele zahlloser Fremden machen.

5. Überall, auch in den Nebengassen, fand ich alte, interessante Häuser aus der Zeit vor und nach dem orleanischen Krieg, in welchem die Franzosen die pfälzischen Länder diesseits und jenseits des Rheines förmlich verbrannten, Mosbach aber auf Bitten der Franziskaner-Mönche verschonten. Man macht für jene Mordbrennerei in der Regel den General Melac und andere verantwortlich. Allein die wahren Brandbuben saßen in Paris, und die Generale hatten den Auftrag, die pfälzischen Lande in eine Wüste zu verwandeln, von dem allerchristlichsten König Ludwig XIV., dem Sonnenkönig, der nicht wert war, daß ihn die Sonne beschien, so viel Blut und Tränen hat dieser gekrönte Lump über die Völker gebracht.

6. . . . Sogar mein Kutscher, der Josef, teilt ganz meine Anschauung, daß es in Mosbach schön sei. Sein Grund ist aber ein anderer. Er hat hier das beste Bier auf der ganzen Reise gefunden. Er teilt die Biere ein in solche, in denen „Stoff ist", und in solche, in denen „kein Stoff ist". „Es isch Stoff drin", das ist die beste Note, die er gibt.

Wir beide suchen also auf der Reise Stoff, er im Bier und ich in Land und Leuten.

„Sommerfahrten".

Das niederrheinische Schiefergebirge.

A. Im Lied.

Eifellied. H. Freimuth.

Vergangen iſt nicht manches Jahr,
da Eifler ſein nicht ruhmvoll war;
ſein Land, wie Petrus einſt den Herrn,
verleugnete der Eifler gern.

Denn Eifel hieß, was rauh und kalt,
was öd und arm, von Sitten alt,
was nicht geweckt und was nicht fein;
drum wollte niemand Eifler ſein.

Man ward gewieſen hin und her,
weil dort, nicht hier, die Eifel wär'.
Doch kam man an den neuen Ort,
dann war die Eifel — auch nicht dort.

Wohin man ging, wohin man fuhr, —
's lag alles „an den Grenzen" nur.
So grenzenreich war dieſes Land,
daß man es ſelbſt darin nicht fand.

Ich hoff', heut hat man ſich bekehrt,
und wird die Eifel dort geehrt;
ſonſt ſetzen wir die Herrn vors Haus
und ſtreichen ſie im Atlas aus.

Nicht nur iſt's länger keine Schand',
zu ſtammen aus dem Eifelland;
ſo große Ehre iſt's vielmehr,
daß ſelbſt ich gern ein Eifler wär'.

Auf der hohen Acht. G. Kinkel.

(„Unſer Auge ſchweift über hohe, breite Bergrücken mit tief eingeſchnittenen Tälern im Oſten an die Vulkanreihen des Maifeldes

und von da bis über den Rhein an die Abhänge des Westerwaldes. Wir schauen nach Norden hin die sieben Berge, die rheinische Ebene und den Kölner Dom, westlich die Eifelberge der Kyll bis zur Schneifel hinaus bei Prüm; alles aber verschwimmt bei den großen Entfernungen, wenn nur eine Spur von Nebel herrscht, und wird gestaltlos und unbestimmt.“)

Hier blick' ins Land hinab — furchtbare Schau!
Ein Heideland ringsum in weitem Bogen,
die Nähe schwarz, die Fernen duftig blau
unendlich vor den Blicken hingezogen.
Dort recken sich des Berglands Ketten aus
bis zu den lichten Höh'n des Moselgaus,
und hier die Ebnen, die in blassen Streifen
einförmig flach hinab zum Nordmeer schweifen.
Ein Land des Kampfs von grauer Ewigkeit!
Ist's nicht, als ob der Felsen kahle Firnen
am Schöpfungstag gekämpft in grimmem Streit,
wer höher hebt die blitzzerschellten Stirnen —
bis dann den tiefen Erdschoß donnertönig
Basalt gesprengt, der wilde Feuerkönig,
und über all des Urgesteines Wust
die Kuppe hub, darauf du staunend ruhst?
Des Urstoffs Kampf hat diesen Strich verbrannt,
auf dieser Wahlstatt blüht kein Menschenleben.
Leg an dein Herz die starke Mannesband,
du selbst wirst vor der Einsamkeit erbeben.
Mit Mühe klettert auf versengter Erde
zum Felskamm hin die kecke Ziegenherde,
doch rings kein Rauch, kein Hahnenruf, kein Haus,
nicht Menschenwort, nicht ferner Städte Braus.
Nur Trümmer rings. Auch was der Mensch gebaut,
zerfiel im Streit. Der Nürburg Riesenturm,
er predigt dir von Mannesstärke laut,
doch lauter noch von Wetterschlag und Sturm.
Blindwütend wie die Kraft, die einst beim Ruf
des Geistes dieses graufe Land erschuf,
so waren die Geschlechter, deren Mauern
gebrochen von den Felsen niedertrauern.

Mit Blut gefügt sind dieser Schlösser Quadern,
drum ragen sie so trüb ins heitre Blau,
und mancher Mann aus schwertzerrissenen Adern
hat Fluch gesäet auf jede grüne Au.
Aus diesen Gau'n schoß auch Hochstadens Mut,
zum Segnen träg und eifrig im Verletzen.
Er schuf den Dom, der fern im Nebel ruht
und riß der Hohenstaufen Reich zu Fetzen.

Kein großer Schatten schwebt ob diesen Bergen
im stillen Mondlicht segnend seine Gau'n
tief aus der Kirche wurmzerfreßnen Särgen
erhebt sich's wie ein wetterleuchtend Graun.
Und wenn der Sturm den Eichbaum grimm entblättert
und den gespaltnen Fels in Trümmer schmettert,
dann reiten sie in schwarzer, wilder Nacht,
dem alten Groll im Herzen in die Schlacht.

Halt! schau die Dämmrung fern am Horizonte!
Betrüglich ist der rote Abendschein!
Die Kuppe, die im letzten Strahl sich sonnte,
bald wird sie uns nicht mehr geheuer sein.
Hier tut's dem Lebenden nicht gut zu weilen,
wenn durch die Heide jene Toten eilen.
Der Ritter sank, der Bürger lebt allein.
Komm, dieser Pfad führt uns zum Städtchen ein.

„Gedichte."

Auf der Höhe von Altenahr.

G. Kinkel.

Von dieser Höhe wieder
blick ich ins Tal hinein,
die düstern Felsen glimmen
im roten Abendschein.

Gegrüßt ihr grauen Burgen,
du Fluß so kühl und klar!
Gegrüßt ihr alten Wächter,
Landskron und Neuenahr.

Wo oft mit Saus und Brauſe
in wilder Brüder Zahl,
wie oft im Schmerz alleine
durchzog ich dich, o Tal.

Das Jauchzen klangſt du wider
aus deinen Felſenreihn;
doch auch den ſtillen Leiden
gabſt du zum Troſt den Wein.

Mir ſchwand des Knaben Jubel,
mir ſchwand des Jünglings Schmerz;
heut' bring' ich dir ein ſtilles,
doch frohes Mannesherz.

Und was hier von Erinn'rung
an Luſt und Leid mir blüht,
nur wie ein fernes Klingen
leis zieht mir's durchs Gemüt.

Ahrtal.

E. Hektor.

Wo wild der Ahrſtrom rauſcht,
die hohen Berge ſteh'n
und Fels an Fels ſich drängt,
wie iſt es da ſo ſchön.

Wo froh das Bächlein hüpft
um graues Felsgeſtein,
im Buſch der Vogel ſingt,
da möcht' ich ewig ſein.

Weingärten, Strom und Fels,
Bach, Mühle, Wieſental,
Winzer und Winzerin,
ihr grünen Berge all!

Muß von euch ſcheiden,
ſoll euch nun meiden,
das tut mir gar zu weh,
Ade! Ade!

„Die Eifel."

Am Laacher See. Wolfg. Müller.

„Schaut dort das Tal! Wir sind am Laacher See! —
Ob rings die Höh'n auch grüne Wälder krönen;
hier wohnt ein tiefes unnennbares Weh,
Klaglieder hörst du durch die Buchen tönen.
Jetzt liegt er still, tiefblau, durchsichtig klar,
Das hohe Schilf umflüstert rings das Ufer,
und drüber fliegt der Wasservögel Schar,
ein ferner Hirt ist hier der einz'ge Rufer.
Es blickt in ruhiger Beschaulichkeit
das ernste Kloster durch die grünen Schlüfte,
die Kirche, welche ein Jahrtausend weiht,
ragt vielgetürmt in einsam stille Lüfte;
der Glockenschall klingt nicht ins Land hinaus,
der ernste Ton verhallt in nahe Klüfte!"

Genoveva-Legende. Th. Meurer.

Im Maienfelde gar einsam steht
ein Kirchlein still und klein,
viel Waller zieh'n mit frommem Gebet
zum Kirchlein[1] aus und ein.

Sie knieen singend vor dem Altar,
wo Genoveva ruht;
sie lauschen, wie murmelnd immerdar
noch rauschet die Waldesflut.

Und wenn auf Wälder und Fluren spannt
die Nacht den duft'gen Flor,
dann tritt in schimmernd weißem Gewand
sie aus dem Kirchlein hervor.

Stillbetend steht die Heilige lang,
den Blick zu den Sternen gewandt,
und segnet die Fluren, den Bergeshang,
und Hütten und Haus und Land.

[1] Fraukirch, in der Nähe von Niedermendig.

Eifel-Mörder.

H. Freimuth.

Kein Hüttenlicht, kein Glockenſchlag vom Turm,
im öden Hochland nur der Flockenſturm.

Drin tanzt der Moormann mit der Nebelfrau,
er braun am Rock, ſie von Gewande grau.

Bei ihren Walzern dreht der Wirbelſchnee
den weißen Strick, der Kreatur zum Weh.

Drei Mordgeſellen: Nebel, Schnee und Sumpf —
ſechs Würgerarme an dem gleichen Rumpf!

„Komm in den Wald! dein Fuß am Tode irrt“,
die Graue um den matten Wandrer girrt.

Der Braune ruft ihm heiſer, gurgelnd, hohl:
„Am Wäſſerlein weiſ' ich den Pfad dir wohl“.

Der Weiße kniſtert aus dem Flockenſchwarm:
„Ich leuchte dir und bette auch dich warm“.

Es bellet der Ardennenwolf nicht weit;
die Krähe ihr: „Memento mori“ ſchreit.

Ein Kreuz im Schnee ſtarrt den Gebrochnen an:
„Hier fand ein andrer ſchon zum Tod die Bahn“.

Die Nebelhexe dichter webt den Flor;
ein Schneewall rollt ſich ſeinem Pfade vor.

Wo einer Jammerbirke Strunk noch ragt,
hat dem Verirrten Aug' und Fuß verſagt.

Gefühllos liegt die Winterwelt umher,
es ſchlang das Hohe Venn ein Opfer mehr.

Im Taunus.

R. v. Gottſchall.

Der Bach im Tal, die grünen Matten,
die Mühle mit dem muntern Rad,
und dort im tiefen Tannenſchatten
das helle, weltberühmte Bad.

Steinsdenkmal bei Naſſau.

H. Grieben.

Es ſteht ein Denkmal an der Lahn,
um's aller Welt zu melden:
Dies iſt der Geiſt, der einſt die Bahn
gewieſen unſern Helden.
Dies iſt der Deutſchen Edelſtein
und Eckſtein im Gewitter,
wie Sonnenſchein ſo makelrein,
der beſte deutſche Ritter!

Der Weſterwald.

Hangard.

Es liegt ein Wald im Weſten,
genannt der W e ſ t e r w a l d,
da ſieht man keine Feſten,
die Zeichen der Gewalt:
man ſieht da kahle Berge
und Felſen von Baſalt;
das iſt der Wald im Weſten,
das iſt der Weſterwald.

Hoch oben auf den Bergen,
da liegt der Weſterwald,
da brauſen wild die Stürme,
da iſt es rauh und kalt.
Horcht, wie auch durch die Winde
mein Lied entgegenhallt!
Drum töne, Lied der Lieder,
du Lied vom Weſterwald!

Wo ſtolz des Mannes Blicke
den Fremden treffen kalt,
wo ſich kein Rücken beuget
vor Unrecht und Gewalt;
wo deutſche Kraft und Treue
noch wohnt bei jung und alt,
da ſind der Freiheit Höhen,
da iſt der Weſterwald!

Wo ſchmucke Mädchen ziehen,
geſund und ſtark und ſchlank,
vom Felde heim zum Dorfe
mit fröhlichem Geſang;
wo kräft'ge Weiber bauen
mit rüſt'ger Hand das Feld,
da wohnen Weſterwälder,
die Einz'gen in der Welt!

Wo ſich die Häuſer neigen
gar traulich hin zur Erd',
wo man mit Stroh gedecket
ſieht Dach und Fach und Herd;
dort, wo in niedern Hütten
die Gaſtfreundſchaft noch weilt;
da wohnen Weſterwälder,
dorthin, ihr Freunde, eilt!

Was kümmern uns die Täler,
was großer Städte Pracht?
Wir frönen nicht dem Luxus,
wir dienen nicht der Macht.

Wir lieben klares Waſſer
und atmen Luft ſo rein,
ſind fröhlich bei Kartoffeln;
Wie könnt es beſſer ſein?

Laßt brauſen wilde Stürme,
laßt rauh es ſein und kalt,
wir lieben jene Berge,
die Felſen von Baſalt;
bleibt tief in euren Tälern,
in euren Schluchten all —
ihr taugt nicht auf die Berge,
nicht auf den Weſterwald!

Weſtfalenlied. Emil Rittershaus.

Ihr mögt den Rhein, den ſtolzen, preiſen,
der in dem Schoß der Reben liegt,
wo in den Bergen ruht das Eiſen,
da hat die Mutter mich gewiegt.
Hoch auf dem Fels die Tannen ſtehn,
im grünen Tal die Herden gehn,
als Wächter an des Hofes Saum
reckt ſich empor der Eichenbaum,
da iſt's wo meine Wiege ſtand!
O, grüß dich Gott, Weſtfalenland!

Wir haben keine ſüßen Reden
und ſchöner Worte Überfluß
und haben nicht ſo bald für jeden
den Brudergruß und Bruderkuß.
Wenn du uns willſt willkommen ſein,
ſo ſchau aufs Herz, nicht auf den Schein,
und ſieh uns grad' hinein ins Aug'!
Grad' aus, das iſt Weſtfalenbrauch;
es fragen nicht nach Spiel und Tand
die Männer aus Weſtfalenland.

Und unſ're Frauen, unſre Mädchen,
mit Augenblau wie Himmelsgrund,
ſie ſpinnen nicht die Liebesfädchen
zum Scherz nur für die müß'ge Stund!
Ein frommer Engel hält die Wacht
in ihrer Seele Tag und Nacht,
und treu in Wonne, treu in Schmerz,
bleibt bis zum Tod ein liebend Herz.
Glückſelig, weſſen Arm umſpannt
ein Liebchen aus Weſtfalenland.

Behüt' dich Gott, du rote Erde,
du Land von Wittekind und Teut!
Bis ich zu Staub und Aſche werde,
mein Herz ſich ſeiner Heimat freut.
Du Land Weſtfalen, Land der Mark,
wie deine Eichenſtämme ſtark,
dich ſegnet noch der blaſſe Mund
im Sterben, in der letzten Stund.
Du Land, wo meine Wiege ſtand,
o, grüß dich Gott, Weſtfalenland!

Weſtfalenland.

Wolfgang Müller.

Zieht ihr den Rhein
hinab weit ins Gebreit hinein,
wo keine Berge mehr ſich heben,
das Land ſich ſtrecket flach und eben,
da bietet rechts vom grünen Fluß
mein Heimatland euch treu den Gruß.
Nicht gibt es wie der rheiniſche Gau
im bunten Wechſel reiche Schau.
Nur ſelten heben Turm und Tor
uralte Städte dort empor,
ſie ſpiegeln keine ſtolzen Dome
ehrwürdig grau im alten Strome;
ja ſelten ſelbſt iſt Dorf und Flecken
entlang die weitgeplanten Strecken.

Einſam ſtill auf gehegtem Gut
wohnt dort der Bauersmann. Das tut,
weil einzig er den Boden pflegt,
der Korn und Holzung wohl ihm trägt
und Roß und Rinder reichlich nährt,
doch nicht ihm Wein und Frucht gewährt,
wie ſie an Rheines Hügeln reifen.
Man ſieht ihn nicht das Land durchſtreifen,
zu markten regſam friſch beim Handel,
eintönig iſt der Heimat Wandel.
Doch ob es formenlos ſich ſpannt,
es hegt in lieber Treu' das Land,
wer dort entſproß. Die gelben Auen,
von Früchten wogend, ſind zu ſchauen
gleich wie ein weites, goldnes Meer.
Es dehnen Wieſen ſich daher,
rings eingezäunt zur ſicheren Weide
gleichwie ein grün Smaragdgeſchmeide,
die Eichenwälder heben prächtig
die breiten Kronen; ſtolz und mächtig
durchbrauſet ſie des Sturms Choral.
Und wie das Land, ſo ſind die Leute.
Wie's geſtern war ſo iſt es heute
in ihren Herzen; offen, grad,
ſchnurſtracks, ſo wandeln ſie den Pfad,
ſtark, feſt in dem, was ſie erfaßt,
doch ruhig immer, nie in Haſt,
dann aber zäh und unverdroſſen.
Der Menſch iſt dort ſo abgeſchloſſen
faſt wie ſein Haus, daß ſeine Gipfel
einſam ausſtrecket in die Wipfel
des Hains und aus den Fenſtern weit
hinſieht auf Wieſ' und Feldgebreit.
Eintönig iſt's. Doch traumverloren
denkt an das Land, wer dort geboren;
ihm iſt voll Rührung die Gebärde
Nach Land und Volk der roten Erde.

B. Spruch und Spruchartiges.

Aus Plauts und Hummels geographischer Spruchsammlung.

Zu Kreuznach an der Brück,
da wendet der Hunsrück.
(Da beginnt, wenn man vom Hunsrück kommt, die Schönheit der Kurpfalz.)

Wenn die Eifler den Hafer rupfen,
essen die Moselaner Weinsuppen.

Aachen ist das Haupt des Deutschen Reiches, die vornehmste Reichsstadt, die königliche Stadt, urbs aquensis, urbs regalis, regni sedes principalis, prima regum curia, (Badestadt, kgl. Stadt, die vornehmste Stätte des Reiches, der erste Versammlungsort der Könige), das neue Rom.

Aachener Luft macht jeden frei.
(Geächtete wurden durch die Luft dieser Stadt frei.)

Trier, das sag' ich und ist gewiß,
die älteste Stadt in Deutschland ist.

Auf dem Westerwald brauchen die Kirschen zwei Jahre Zeit, um reif zu werden: Im ersten Jahre werden sie auf dem einen, im zweiten auf dem andern Backen reif.

Ein Westerwälder ist mir lieber als zwei andere.
(Er ist fleißig, ausdauernd und sparsam.)

Die vier W des Taunus:
Wein, Wald, Weizen und Wasser (Heilquellen).

Hunsrück und Rheintal. A. Kirchhoff.

Unten am Rhein sitzen die heiteren Weintrinker, die gewitzigten Leute am Ufer des ewig auf- und niederziehenden Verkehrsstromes; ein paar Kilometer, in der Luftlinie gemessen davon entfernt kehren wir auf dem Hunsrück in Dörfern oder dorfähnlichen Ackerbürgerstädten ein, die nichts von der Welt wissen. So fremd steht der Hunsrücker z. B. der großen, heilsamen Staatsumwälzung gegenüber, die mit dem Jahr 1815 einsetzte, daß er von einem, der zum Heeresdienst eingezogen wird, noch heute zu sagen pflegt: „Er muß unter die Preußen."

Eifel.

Die Eifel ist eigentlich von der Mutter Natur nicht so stiefmütterlich bedacht, wie man es gemeinlich glaubt; sie braucht nicht absolut armes Land zu sein . . . Unter den Kultivierungsmitteln steht mir die Anlage von Wallhecken obenan. Die ersten Ansiedler sahen in ihnen das allerwesentlichste Mittel, um die Gegenden überhaupt fruchtbar und ertragreich zu machen. Sie binden die Feuchtigkeit, erleichtern die Taubildung, verhindern die übermäßige Nässe, rauhe Winde, ja sogar die Krankheitserscheinungen beim Vieh und gewähren gute Plätze für die Viehweide. Weiterhin bieten sie vielen nützlichen Singvögeln Nistplätze und ersparen Hirten und Hunde.

Abgeordneter Mooren in der Sitzung des Preußischen Landtages vom 18. Januar 1901.

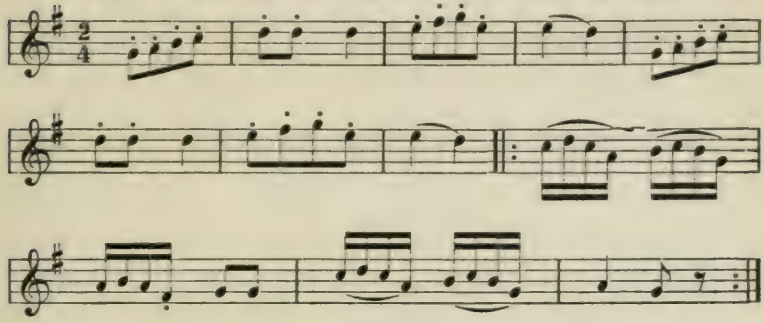
Geologische Bedeutung. Leopold v. Buch.

Die Eifel hat ihresgleichen in der Welt nicht; ihre Kenntnis kann gar nicht umgangen werden, wenn man eine klare Ansicht der vulkanischen Erscheinungen auf Kontinenten erhalten will.

Abtei Maria-Laach. Lübke.

Die Abteikirche ist ein Beispiel höchster Ausbildung und turmreichster Pracht: sechs imposante Türme, worunter zwei in schönen vier- und achteckigen Kuppelformen, deuten dem Ankömmling an, daß im Innern hoher, majestätischer Sinn geherrscht haben muß.

Melodie der Echternacher Springprozession.



Das Maifeld. W. Zander.

Die in Andernach abzweigende Bahn nach Mayen-Gerolstein führt uns mitten auf die Hochebene. Wir befinden uns auf dem Maifelde, die Äcker und die freundlichen Obsthaine bestätigen uns die Fruchtbarkeit der Gegend, die mit Recht als „Kornkammer des Mittelrheins" bezeichnet wird.

„Die Eifel", 1900.

Der Name Venn. W. Zander.

Der Name Venn ist von altgermanischem Ursprung und bedeutet in allen älteren Sprachzweigen soviel wie Sumpf- oder Moorland. Die Schreibweise Veen ist holländisch. Der Zusatz „Hohe" ist eine neuere, rein geographische Bestimmung. Das Hohe Venn, als „westdeutsches Sibirien" verschrieen, weiß doch in linden Sommertagen den Wanderer in ganz eigener Art zu fesseln.

Westerwald.

Es ist hartes steiniges Land da oben im östlichen Teile des Westerwaldes, ein abgeschlossenes, weltentlegenes Hochland; schroff fällt die Heide gegen das Dilltal ab, „als verweigere sie jede Gemeinschaft“ mit der lärmenden Welt da draußen. Um den Höllenkopf fegt der Herbstwind, und der tolle Schneesturm macht die Augen blind, das wilde Heer in den Lüften, „es jaigt“ gewaltig, und wehe dem Wanderer, dessen Ohr nicht der Klang der Glocken erreicht, der dem im pfadlosen Schneefeld irrenden den Weg zum nächsten Dorfe weisen soll! Hart wie das Land sind auch seine Bewohner, ein eigenartiges Völklein, daß in mühsamer Arbeit dem mit steinigem Geröll übersäten Boden sein kärglich Brot abringt. Zum Sinnen und Grübeln in der langen Winterzeit sehr geneigt, sind sie fromm, überfromm; sie werden nicht seelisch satt an dem einen Sonntagsgottesdienst; der „Pärrner“ (Pfarrer) ist ihm nicht starkgläubig, die Kirche nicht heilig genug. So blüht der Pietismus, und sich absondernde „Versammlungen“ tun sich in jedem Dorfe auf, deren Sprecher aus der Bibel allein seine absonderliche religiöse Weisheit und eine zu Herzen der Bauern dringende schlichteste Redegewalt schöpft.

„Das Land“.

Das Bergische Land. Arthur Rehbein.

Seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten war das Land der Berge in der ganzen Welt bekannt; der Phöniziertrieb seiner Kaufleute, der unermüdliche Gewerbefleiß seiner Weber, Wirker und Färber, seiner Schmiede und Schlosser und Schleifer hatten den Namen Barmen und Elberfeld, Remscheid und Solingen und die der anderen Siedelungen im Tale und auf den Höhen der Wupper in allen Erdteilen berühmt gemacht.

Daß das bergische Land auch von den Touristen „entdeckt“ worden ist, ist auf zwei Ursachen zurückzuführen: einmal ist durch hervorragende Bauwerke — die Wupperburg, die Müngstener Brücke und mehrere gewaltige Talsperren — die Neugier geweckt worden, und dann sind zahlreiche Kleinbahnen, die sich in den letzten Jahren in die grünen Wunder der Gegend hineingedrängt haben, zu Führern geworden, die den Wanderlustigen mitten in all die Schönheit hineintragen.

C. Prosa-Schilderungen.

Das Niederrheinische Schiefergebirge.

Kutzen-Steinecke.

Das Schiefergebirge erstreckt sich von Main und Nahe bis zu dem Kölner Tieflandbusen und zu der Bucht von Münster, von der Maas bis zur Quelle der rechten Rheinnebenflüsse. Es unterscheidet sich von den meisten Gebirgen dadurch, daß es ein Gebirgsstumpf ist, der den Eindruck einer von Süd nach Nord geneigten Ebene macht. Es fehlt zwar nicht an Bergreihen und an einzelnen Kegelbergen, aber nirgends ragen die Gipfel so hoch empor, daß sie das Laubholz oder auch nur den Getreidebau weit unter sich ließen; selbst die ansehnlichsten Erhebungen erreichen noch nicht 950 m Meereshöhe. Vielmehr ist das Schiefergebirge im allgemeinen eine wellenförmige Hochfläche im Durchschnitt von etwa 470 m Höhe, auf der die Bergreihen und Kegelberge aufgesetzt erscheinen und die von vielen Flüssen in tief eingefurchten Tälern nach allen Seiten durchschnitten sind.

I.

Außer dem Rheine, der Maas und der Mosel sind es vorzugsweise noch die Lahn, Sieg, Ruhr und Ahr, durch deren Täler das Ganze in mehrere Abschnitte von besonderem Namen zerlegt wird. Auf der linken Seite des Rheins liegen zwischen Nahe, Saar und Mosel die Landschaften des Hunsrück (Hundsrück), eines im Mittel bis auf 600 m aufsteigenden Hochlands, aus dessen Tonschiefermassen steile Quarzitrücken hervorragen, und das mit prächtigen Laubwaldungen bedeckt ist. Die Talränder des unter verschiedenen Namen wie Hochwald, Idarwald, Soonwald, von Südwest nach Nordost streichenden Gebirges fallen steil zur Nahe, Mosel und zum Rheine (Rheinstein, Sooneck, Stolzenfels) ab und sind in ihren niedrigen Teilen auf den Südhängen mit herrlichen

Wein- und Obstgärten bedeckt, z. B. bei Kreuznach. In seinem Innern birgt es aber außer einigen Erzen jene mächtigen Steinkohlenlager, zwischen Ottweiler und Saarbrücken sowie die Achatlager bei Oberstein in Birkenfeld, die freilich jetzt derartig erschöpft sind, daß die dortigen Achatschleifer gezwungen sind, die für ihre Schmuckwaren nötigen Steine aus Böhmen und Brasilien zu beziehen.

Getrennt vom Hunsrück durch die Mosel, erheben sich, von Ahr und Maas begrenzt, die Eifel und das Hohe Venn (Veen), ein düsteres Heidegebiet, aber mit einzelnen Perlen von Naturschönheit ausgestattet, ein dünn bevölkertes Gebirgsland, das erst seit zwanzig Jahren durch Eisenbahnen aufgeschlossen wird: Daun, Manderscheid, Gerolstein und das herrliche Tal der Kyll werden seitdem mit Besuchern überhäuft. Schlackige Basalte und Trachyte überlagern an vielen Stellen die Schiefer und fesseln mit ihren weit sich erstreckenden Lavaströmen und den sogenannten Maaren, den häufig mit Wasser gefüllten alten Kratern, im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Beschauers; vorzugsweise in der Gegend von Daun und Gerolstein und im Bezirke des Maifeldes (des alten Maiengaues) mit dem Laacher See zeigen sich diese vulkanischen Bildungen. Den nordwestlichen Teil bezeichnet man wegen seiner Rauheit auch als Schneifel oder Schnee-Eifel, und noch weiter westwärts tritt uns das einst mit Wald, jetzt aber mit tiefen Torfmooren und Heide bedeckte Hohe Venn entgegen, ein aus Ardennenschiefer bestehendes Bergland, das unter dem Namen Hautes Fagnes in die Ardennen übergeht.

II.

Geben wir nun auf das rechte Rheinufer hinüber, so begegnen wir hier dem zwischen Main, Rhein und Lahn sich erstreckenden waldbedeckten Taunus oder der Höhe (nur diesen letztern Namen kennt das Volk) einem nach Norden sich abdachenden Hochlande von 480 m mittlerer Höhe, über welches mehrere gerundete oder abgestumpfte Gipfel noch um 300 bis 400 m (der Große Feldberg 880 m, der Kleine Feldberg 827 m, die Platte bei Wiesbaden 500 m) sich er-

heben. Der innere Bau ſtimmt mit dem Hunsrück überein: in der Hauptmaſſe toniger Hunsrückſchiefer, der hier und da in Talkſchiefer übergeht und von Quarzitbänken durchſetzt iſt. Auf der Weſtſeite tritt gegenüber der Nahemündung der Steilabfall des Niederwaldes unmittelbar an den Rhein; von hier ſchweift das Auge weit über die geſegneten Fruchtgefilde des Rheingaues, hier erhebt ſich das Nationaldenkmal, das Rieſenbild der Germania als Beſchützerin des wiedergewonnenen Rheinſtroms, als „Wacht am Rhein".

Die Lahn trennt den Taunus von dem rauhen Weſterwald, einem bis zur Sieg reichenden, von vielen Torfmooren und Waldungen bedeckten Hochlande mit tief eingeſchnittenen prächtigen Wieſentälern, unter deſſen Oberfläche Tertiärſchichten mit reichhaltigen Braunkohlenlagern ſich hinziehen. Schier unerſchöpfliche Lager von plaſtiſchem Ton liefern hier den Stoff zur Herſtellung jener Millionen von Krügen, in denen die Mineralwäſſer des Schiefergebirges verſandt werden.

III.

Endlich fällt das weſtfäliſche Sauerland (d. i. Süderland im Gegenſatze zu dem flachen weſtfäliſchen Nordlande an der oberen Ems) in den Rahmen dieſes Bildes, eine durch Ruhr, Lenne, Möhne, Eder und Diemel, ſowie durch verſchieden benannte Hügel- und Bergketten gegliederte Landſchaft, deren Bodenſchätze an Kohlen, Eiſen-, Zink- und Bleierzen dieſes Gebiet zu dem dichteſtbevölkerten und gewerbstätigen von Deutſchland gemacht haben.

Wie im Weſterwald überhaupt baſaltiſche Decken flache, breite Täler zwiſchen den kuppenförmigen, niedrigen Felsrücken füllen, ähnlich dem benachbarten Vogelsberge, ſo beſteht insbeſondere ſein nordweſtlicher Teil, das aus der Grauwacke oberhalb von Bonn unmittelbar am Rhein in ſtolzen und zierlichen Formen aufſteigende Siebengebirge, aus Baſalt- und Trachytkegeln: außer vielen rheiniſchen Bauwerken ſind auch der Kölner Dom und die Münſterkirche in Bonn aus ſeinem Geſtein erbaut und teilweiſe damit verziert.

„Das deutſche Land", Breslau 1908, Hirts Verlag.

Die Eifel im Kreislauf des Jahres.

Clara Viebig.

I.

Die weite Hochlandseinsamkeit dehnt sich im Sommerglanz. Glanz, Glanz überall. Grüngolden die Halden, grüngolden die runden Bergkuppen: blendendes Flimmern des Lichts. Die Luft steht still, es rührt sich kein Gräschen. Der Himmel spannt sich hart, blank wie ein eherner Schild, ungetrübt bis zum fernsten Horizont. Unterm glühenden Sonnenstrahl duckt sich das Leben, wagt keinen Laut. Wie Spielzeug, wie weiße Würfel, von Riesen verstreut, liegen hellgetünchte, verschlafene Häuschen mit blinzelnden Augen auf grüner Matte.

Einsam die Äcker, kein Mensch, kein Gespann. Erstorben ruht das Hochland, ausgesogen, ausgebrannt, ganz überschüttet von gewaltigen Fluten brennenden Lichtes.

Und auf die große Stille niederblickt der Herr des Hochlandes, der alle anderen Kuppen weit überragt, der Mosenkopf mit seinem öden Kratergipfel, dunkel und drohend inmitten glanzvoller Helle.

II.

Es ist Herbst. Unter der schweren Last ihrer korallroten, reifen Beerenbüschel neigen die Ebereschen am Straßenrand ihre runden Kronen. Sie beben im Nachtwind; unruhig zitternde, züngelnde Schatten werfen sie auf das bläulichweiße, hart wie Metall schimmernde Land der Chaussee. In mächtigen Kehren, in kunstvoll angelegten Windungen führt die Bergstraße zutal.

Zur Rechten, tief unten, in den am Tag noch grünen, jetzt seltsam fahl gefärbten, kulissenartig ineinander geschobenen Schluchten blitzt wie blankes Silber der vielmals sich windende Wildbach. Man hört ihn bis zur Höhe der Chaussee herauf rauschen und gegen die Steine schlagen, die, vom ewigen Anprall rund gewaschen, sein Bett füllen.

Zur Linken reckt die Ley ihre uralten Kraterwände; dem erhellenden Himmelslicht zum Trotz bleiben sie schwarz

wie in finsterster Nacht und schütteln von ihrer erstarrten Lava das Mondsilber ab.

Das Raubgeschrei der Falken und Bussarde, die in den Schründen und Höhlungen der schwarzen Ley hausen, ist zur Nacht verstummt; jetzt klagen Eulen und Käuzchen und mischen ihr jammerndes, langgezogenes „Huhuh" in das Grollen des Baches und das Nachtgestöhn des Herbstwindes.

III.

Es fallen die Flocken, vom Wind getrieben, aber sie fallen dicht und unablässig und schichten die weiße Last immer höher und höher, die auf der erstarrten Erde liegt.

Kein Weg, kein Meilenstein; alles ist verweht. Nur dürftige Ebereschenbäumchen ragen wie Besen aus der verschneiten Öde und zeichnen mühselig die Linie der Straße.

Ein Kreuz ragt mitten im Schnee, vermorscht, halb umgesunken. Es stand einst eine Inschrift darauf, man kann sie nicht mehr lesen, der Regen hat sie verwaschen, der Schnee ist angeweht und hat das R. I. P. verklebt — hier starb einer, dies Kreuz zu seinem Gedächtnis.

Es krächzen die Raben, ein ganzer Schwarm der schwarzen Vögel treibt daher, auf einer einsamen Kiefer fallen sie ein, schlagen mit den Flügeln, reißen die Schnäbel auf, gierig auf Fraß.

Das Auge sieht nicht die Ferne mehr — Flockenschleier hüllen sie ein —, der Blick verliert sich im weiten Meer endloser Schnees, im bleichgrauen Dämmer des sinkenden Wintertages.

IV.

Unten am Rhein blühen schon die Obstbäume, den Strom entlang wehen schmeichelnde Lüfte, fast drückend warm sind sie schon; Amseln locken in den Gärten, man ahnt die Nachtigall.

Hier oben weht es noch. Lüfte fahren über die moorige Heide, frisch und scharf wie Seebrisen und mit möwengleichem Schrei segelt langsam ein Raubvogel.

Aber an die Hainbuchen des Dorfes, die seltsam ihre grauen, steinharten Äste ineinander knoten zu undurchdringlichen, giebelhohen Hecken, hat der Frühling doch gerührt. Es schwellen die Knospen, die braunlackierten; nur eines warmen Sonnenkusses bedarf es noch, nur eines befruchtenden Regens, und dann springen auch sie, dann steht die alte, tote Hecke, die schon hundert Jahre und noch viele mehr das hinter ihr sich duckende Haus treulich geschützt hat vor Sturm und Schnee, wie eine junggrüne, neue Wand. Dann tun sich die Fenster auf unterm tiefhängenden, bemoosten Strohdach, Gebete und Lieder schallen heraus, dann rasseln die Melkeimer, dann blitzen auf dem Bänkchen der Hauswand wie Silber und Gold frischgescheuerte Milchgefäße, dann dringt aus den geöffneten Stalltüren das sehnsüchtige Muhen der Kühe. Es klingt, als seien die Tiere erwacht aus langem Winterschlaf im dunklen, dunstigen Stall, jetzt rufen sie nach der Weide, der satten, würzigen, auf blumiger Halde; schnaufend wenden sie sich nach der offenen Tür, ihr sanftes, braunglänzendes, feuchtes Auge sucht draußen das Licht, die Luft, die Freiheit.

Und oben im Venn, an den Lachen der Sümpfe, im schwankenden Rohr ruft der Kibitz vom Nest, schwerfällig beginnen Moorhühner zu flattern, bald erheben die Fröschе einen leidenschaftlichen Chor.

Aus dem braunen Moorboden beginnt es zu blühen. Noch ist es nicht das Heidekraut, das, wundersam tiefrot, rosig und weiß mit großen Glocken, später dem Venn einen Mantel umhängt von purpurner Herrlichkeit; jetzt sind es die gelben Narzissen, die goldenen Blumen, die wie Sterne des Himmels, die niedergefallen sind, das dunkle Moorland erhellen.

Westliche Winde machen Morgenmusik, jauchzend zerreißen sie nächtliche Nebel, jubelnd zerwühlen sie freudetrunken des Venns offene Brust.

Stumm und heiß in fast schmerzlicher Liebeshast küßt die Sonne am Mittag. Küßt, bis sie verlodert, ein ungeheures Feuer im tiefen Violett des Moores. Das lichte Blau der Himmelsglocke wird verzehrt von ihren züngelnden Flammen,

alle weißen Wolkenschiffe, die daran ziehen, müssen brennen — sie schwebt, sie schwebt —, von der Höhe herab grüßt sie noch einmal in alle Fernen, die, blau und duftig, schon in Dämmerung ruhen. Sie sinkt, sie sinkt — ein Riesenball in einer Riesenweite —, ihr Rot erlischt, auch das Hochland wird dunkel jetzt. Aber es liegt selig schlummernd, träumend von neuer Sonne, von werdendem Frühling, von gewisser Auferstehung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist das Land der Eifel im Kreislauf des Jahres; das Land, das von allen deutschen Gauen meinem Herzen am nächsten steht, das Land, das mich beredt macht, selbst wenn ich stumm bleiben möchte.

„Die deutsche Landschaft", Berliner Tageblatt 1908.

Venn-Dürre. Clara Viebig.

Der Juli war auf seiner Höhe, die Matten um Heckenbroich waren in die Halme geschossen; zartes Reihgras, mit Tausenden von Blumen durchsetzt, stand in leuchtenden Farben. Bunten Teppichen gleich, in allen Schattierungen von Rot und Blau, von Gelb und Weiß, säumten die Wiesen den Fluß im Grund und stiegen an den Hängen hinauf, bis hoch zum Venn.

Das dörrte jetzt schweigend im Sonnenbrande. Wo sonst grünes Gras aus feuchtem Grunde gewuchert hatte, war es jetzt trocken, und das harte Sauergras war gelb und schilfig geworden. Die Rinnsale alle, die das Venn durchschleichen, die Bächlein, schmal, zwei Hand breit nur, die man kaum sieht im buschigen Grund, unterm Grün der Preiselbeere zwischen den Moospolstern, wollten jetzt versiegen. Nur im Tal der Fluß und der Bach in der Au hatten noch Wasser; aber auch sie rauschten und sprangen nicht mehr in sprudelnder Frische über die Steine, langsamer zogen sie hinab, wie müde geworden.

Das Venn tat sein Maul auf. Der moorige Grund schrumpelte ein in unzähligen Falten und Fältchen, wie ein

runzliges, altes Gesicht; und dann riß die Erde in handbreite Spalten. Stundenweit konnte man jetzt trockenen Fußes gehen, wo man sonst hatte waten müssen; nur die ganz tiefen Löcher hatten noch ihr Wasser, aber es war von einer trügerischen Grasnarbe zugedeckt. Die ganze Fläche war besetzt mit den schwarzen Haufen der Torfstücke, die die Torfstecher aufgesetzt hatten zum Dörren; Totenhügeln glichen sie nach einer mordenden Schlacht.

Ab und zu ragte ein Kreuz, verwittert, kohlschwarz, schief auf die Seite gesunken, einem Toten zum Gedächtnis gesetzt, in dieser schattenlosen, angeprallten, atemanhaltenden Einsamkeit.

Regungslos standen die Grenzen der Tannenwälder. Das Wild trat heraus am hellichten Tage, es wartete nicht mehr den Abend ab; in Rudeln kam es bis dicht vors Dorf, um in den beblümten Matten zu äsen. Es hatte Hunger; denn die zarten Farnwedel, die unter den Tannen grünen, waren längst geknickt von der Hitze, Moos und Gras versengt von den Strahlenschwertern, die an den nackten Tannenstämmen niederfuhren bis zum Grund. Erbarmungslos war jeder Stengel geköpft. Die Preiselbeere zeigte die Notreife und die Heckenbroicher besprachen schon die Aussichten dieser Beerenernte; aber vorerst hatten sie noch ihre erste Ernte einzubringen, das Heu. Überall wurden die Wiesen gemäht, überall duftete es nach Heu. Zu rasch fast trocknete es, wie Pulver zerrieb es sich zwischen den Fingern, man konnte nicht eilends genug es wenden; das war ein jähes Dörren, fast dem Verkohlen gleich. In der glühenden Luft ging aller Saft verloren, alle Kraft, die doch darin bleiben muß, soll das Vieh sich gut nähren. Und es wurde noch heißer, immer noch heißer. Jeden Tag die gleiche eintönige Bläue, die nicht vom kleinsten Wölkchen durchsegelt ward, ein Himmel von eherner Monotonie. Die Augen sehnten sich nach Grau, nach trüber Beleuchtung, es tat ihnen weh, immer in diese blinkernde, blendende Weite zu sehen.

Balthasar Adams vom grünen Klee kratzte sich bedenklich den Kopf. Er hatte die meisten und besten Wiesen, aber auch er hatte dieses Jahr zu klagen, das Heu hatte ja gar

keinen Gehalt. Und noch immer keine Aussicht auf andere Witterung. Sonst hatte man den Regen in der Heuernte immer gefürchtet, jetzt hätte man ihn gern haben mögen; acht Tage hintereinander, das wäre nicht zu viel gewesen. Was sollte man machen, wenn das Wetter so bliebe? Dann verbrannte auf den gemähten Wiesen die Grasstaude bis in die Wurzeln, sie trieb nicht mehr aus, es gab eine erbärmliche Weide fürs Vieh diesen Herbst. Und man hatte selber bald kein Wasser mehr; tief, tief mußte man jetzt schon den Eimer hinablassen in den Brunnen, so tief, als die Kette reichte, und brachte dann doch nur trübes und grundiges Naß herauf.

„Das Kreuz im Venn." Berlin 1909.

Der Laacher See. Heinrich Theen.

Der Hauptpunkt der Niedereifel ist der Laacher See, dessen blauer klarer, runder Spiegel sich in einem waldumkränzten Bergkessel ausbreitet. Er liegt 270 m über dem Meeresspiegel, ist über drei Quadratkilometer groß und mißt fast zwei Stunden im Umfange. Seine Tiefe wird in der Mitte auf etwa 53 m angegeben. Nirgends zeigt sich ein

eigentlicher Zu- oder Abfluß, und man vermutet, daß sich Quellen in seinem Boden befinden. Da aber der Spiegel oft bedenklichen Schwankungen unterworfen und die benachbarte Klosterkirche häufigen Überschwemmungen ausgesetzt war, ließen schon im XII. Jahrhundert die Mönche der ehemals blühenden Benediktiner-Abtei Laach einen 1 km langen Stollen zum Abfluß des Gewässers in die südliche Uferseite treiben. Das Wasser des Sees ist sehr kalt, widerlich von Geschmack und wirft, vom Winde bewegt, einen Eisenstein aus, der sich mit einem Magnet ganz rein aus den übrigen Sandkörnchen herausziehen läßt. Ringsum ist der Bimsstein in ungeheuren Massen verbreitet; er scheint von den umliegenden Vulkanen mit solcher Kraft ausgeschleudert zu sein, daß das ganze Gebiet von Koblenz und Neuwied stellenweise davon bedeckt ward. Alles deutet darauf hin, daß er ein Explosionskrater ist, der sich später mit Wasser füllte. Aus mehreren der Eruptionskrater in der Niedereifel sind Lavaströme ausgeflossen. Vom Bausenberge bei Niederzissen im Brohltale läßt sich ein solcher eine Stunde weit bei Grunersdorf verfolgen bei einer Breite von einer Achtel-Stunde. Aus dem Krater des St. Veitskopfes hat sich ein Strom basaltischer Lava in der Richtung des Laacher Sees ergossen. Zahlreich sind die isolierten Vulkankegel, die man hier erblickt. Der höchste derselben ist der Forstberg, aus dessen Krater sich die Lava ergoß, welche das ausgedehnte Lavafeld von Nieder- und Obermendig bildet und als dauerhafter Baustein, als weit ausgeführter Rheinischer Mühlstein seit der Römerzeit in unterirdischen Brüchen gewonnen wird. Ähnliche Laven haben sich in die Gegend von Mayen ergossen. Im Krufter Ofen sucht man die Ausbruchstelle der Bimssteine, welche die Tuffe (Backofensteine) von Kruft und Plaidt bildeten und welche man bis Andernach und bis ins Lahntal findet. Ein anderer Krater ist der des Beller Rothenbergs. Auch die Krugsköpfe zwischen Wassenach und Burgbrohl sind Reste eines Kraters. Der südlichste Vulkan der Niedereifel ist der mit Bimsstein bedeckte Kamillenberg. Alle genannten Krater sind eigentliche Eruptionskegel, lediglich durch Ausbruch erzeugte kegelförmige Ringwälle. Ein vereinzelter, aber aus-

gezeichneter Krater, der eher den Charakter der Explosion, als der Eruption trägt, ist der Roderberg bei Rolandseck. Auf dem rechten Rheinufer kommt keiner vor.

„Die Natur", 1893.

Malmedy. Julius R. Haarhaus.

1. So unklar die Vorstellung ist, die man sich im deutschen Vaterlande von der Wallonie und besonders von Malmedy macht, so widersprechend sind auch die Angaben über Gegend und Stadt in den geographischen Handbüchern und der Reiseliteratur. Da heißt es einmal: „Malmedy, die Perle der Westeifel", ein andermal: „Malmedy, das Nizza des Hohen Venns" und schließlich: „Malmedy, die freundliche Ardennenstadt". Der Begriff „Eifel" ist so unbestimmt, daß es schwer sein dürfte, für oder gegen die erste Bezeichnung etwas Stichhaltiges anzuführen. Will man, wie dies viele Geographen tun, unter „Eifel" das ganze Gebirgsland zwischen dem Rhein einerseits und der belgischen oder luxemburgischen Grenze andrerseits verstehn, so muß man auch Malmedy als „Perle" der Westeifel gelten lassen. Keinesfalls darf man jedoch diese Stadt als zum Venngebiet gehörig bezeichnen, denn das Hohe Venn wird nach Süden hin durch das Warchetal deutlich erkennbar abgegrenzt. Nun liegt aber Malmedy mit Ausnahme einiger weniger Häuser auf der linken südlichen Seite des Flusses, also am Nordrande der Ardennen, die sich als breiter Gebirgsrücken riegelartig zwischen Venn und Schneeifel bis zum Losheimer Walde vorschieben. Und in der Tat trägt die nähere Umgebung Malmedys durchaus den Charakter der Ardennenlandschaft und unterscheidet sich durch ihre außerordentlich breiten, fruchtbaren Täler wesentlich von den Gegenden des Venns und der eigentlichen Eifel.

2. Für den Wandrer, der von Nordosten oder Osten kommt, hat Malmedy entschieden etwas Südliches; man ist überrascht, plötzlich wieder wohlbestellte Äcker, Gemüsefelder

und prächtige Gärten zu sehen. Behäbig dehnt sich die Stadt in der grünen Ebene aus, überragt von dem steilen, schön bewaldeten Livremont (Kalvarienberg) und durchströmt von dem klaren Wasser der Warchenne, die sich hier mit den durch Gerbereibetriebe stark getrübten Fluten der breiten Warche vereint. Einen Überblick über das eigentümliche Architekturbild bietet eine weit vorspringende Felsplatte (roche tournante) des Kalvarienbergs, auf der in neuerer Zeit ein kleiner Pavillon errichtet worden ist. Zu Füßen des Beschauers liegen die Gebäude der ehemaligen Abtei mit der wohlerhaltenen herrlichen Kirche; weiter unterhalb, am felsigen Ufer der Warche, breiten sich zahlreiche Gerbereianlagen aus, deren hohe Dächer und galerieartige Vorbauten eine keineswegs unmalerische Wirkung ausüben. An alt-vornehmen Patrizierhäusern, wie Montjoie deren so viele aufweist, fehlt es in Malmedy eigentlich gänzlich, wenigstens an solchen, die durch schöne Architektur in die Augen fielen. Die Wohnhäuser zeigen meist ein schmucklos-nüchternes Gepräge, viele sind von oben bis unten mit Schiefer benagelt, was nicht gerade zur Erhöhung eines anheimelnden Aussehens beiträgt. Die Straßen sind unregelmäßig in Richtung und Breite; das Pflaster läßt namentlich in den älteren Stadtteilen viel zu wünschen übrig.

3. Ein großer, mit Bäumen bestandener Platz trägt die pompöse Bezeichnung Place de Rome. Die Ladenaufschriften sind ohne Ausnahme in französischer Sprache abgefaßt, doch wissen sich die Verkäufer fast überall deutsch zu verständigen. Allerdings beherrschen viele von ihnen das Deutsche nur sehr mangelhaft. Das ist nicht wunderbar, da Malmedy wenig von Deutschen besucht wird und wirtschaftlich weit mehr zu Belgien als zu Preußen hinneigt, was schon der außerordentlich rege Verkehr auf der schönen nach der belgischen Grenzstadt Stavelot führenden Landstraße beweist. Die altangesessenen Familien sollen einen ausgeprägten Sinn für heitere Geselligkeit haben und in der Veranstaltung prächtiger Feste Hervorragendes leisten. Man rühmt ihnen Gastlichkeit und feinen Takt nach, wie sich denn überhaupt der wallonische

Stamm durch Höflichkeit und angeborne Liebenswürdigkeit vorteilhaft auszeichnet.

4. Von dem Niedergange der Lederindustrie ist in Malmedy vorläufig noch wenig zu merken, obwohl jeder über die Lage der Verhältnisse klagt. Noch immer sind etwa dreißig große Gerbereien im Betriebe; sie verarbeiten neben den Häuten einheimischer Rinder vorzugsweise amerikanische Ware, die sie von Hamburger Importhäusern beziehen. Das Malmedyer Fabrikat, in der Hauptsache ein kräftiges Sohlleder, unterscheidet sich von den Gerbereiprodukten andrer Gegenden durch seine Dauerhaftigkeit. In dieser Eigenschaft wurzeln seine wirtschaftlichen Vorzüge und Nachteile. Für bestimmte Zwecke ist das Leder von Malmedy nicht zu entbehren, doch wird es im allgemeinen von den aus kommerziellen Gründen wünschenswerten raschen Konsum eingeschränkt. Daß die Gerber in Malmedy, genau so wie in St. Vith und Prüm, gar nicht mehr mit den auswärtigen Fabriken konkurrieren könnten, wenn sie statt der guten einheimischen Eichenrinde Quebrachoholz als Gerbmittel verwenden würden, wissen sie selbst am besten. Sie bleiben deshalb bei ihrem altbewährten mühsamern und zeitraubenden Verfahren und suchen dadurch das Renommee ihrer Ware auf seiner alten Höhe zu erhalten. Ob sie jedoch mit ihrem Wahlspruche „teuer und gut“ auf die Dauer der Parole ihrer Kunden „billig und schlecht“ die Spitze bieten können, muß die Zeit lehren. In frühern Zeiten waren die Vertreter der Malmedyer Gerbereien regelmäßige Besucher der Leipziger Messen, woran der Name eines Gasthauses in der Leipziger Ritterstraße „Zur Stadt Malmedy“ noch erinnert. Auch sonst zeigt der Ort mit seinen 5000 Einwohnern eine recht lebhafte industrielle Tätigkeit. Mehrere Fabriken verarbeiten die Rückstände der Lederfabrikation zu Leim, andre beschäftigen sich mit der Herstellung von Dominosteinen, wieder andere fabrizieren Holzstoff und Papier. Eine einst sehr bedeutende Blaufärberei, die mit einer Kittelnäherei verbunden ist, leidet unter dem allmählichen Verschwinden des früher im Wallonenlande allgemein getragnen Leinwandkittels.

„Grenzboten“, 1901.

Das Römerlager Saalburg. Carl Blümlein.

1. Mächtiger Flammenschein rötete an verschiedenen Stellen den nächtlichen Himmel. Gellende Trompetensignale weckten die Schläfer aus der Ruhe, und bald strömten die Mannschaften des römischen Lagers an der Mainfurt von allen Seiten zusammen, um vor der Exerzierhalle Aufstellung zu nehmen. Noch ehe der Befehl zum Abmarsch gegeben wurde, erschienen reitende Boten und brachten die Nachricht von dem neuen Überfall. Die Chatten waren von den Taunushöhen heruntergestiegen und hatten die am Fuße des Gebirges gelegenen Ansiedelungen überfallen. Die Bewohner dieser Niederlassungen lagen, soweit sie nicht geflohen oder gefangen genommen waren, erschlagen auf der Landstraße oder unter den Trümmern ihrer Häuser, in die der Germane die Brandfackel geworfen hatte. Was an Waffen und Kostbarkeiten zu erbeuten war, hatte er mitgenommen; das Vieh war in langen Zügen den dichten Wäldern, die den Taunus bedeckten, zugetrieben worden. Als die römischen Soldaten im Eilschritt die Stätten der Verwüstung erreicht hatten, war der Feind schon längst im Schutze der undurchdringlichen Forste; das Vieh wie die Gefangenen waren wohlbehütet in den großen Ringwällen untergebracht, die, auf Bergeshöhen errichtet, sicheren Schutz gegen unverhoffte Angriffe gewährten.

Immer und immer wieder gelang es den Chatten, die Ansiedlungen in der Mainebene und am Gebirgshang zu überfallen und zu plündern. Die kleinen Grenzkastelle, durch die der Kaiser Domitian (81—96 n. Chr.) die Gegend zu sichern gedachte, boten nicht den genügenden Schutz. Darum mußte die Grenze weiter nach Norden vorgeschoben und über den Kamm des Gebirges gelegt werden. Jene festen Trutzburgen, wie sie die Ringwälle bildeten, mußten in römischem Besitz sein, und die Taunushöhe mußte so befestigt werden, daß sie wie ein unübersteigbarer Wall jedes Eindringen der Feinde von Norden her unmöglich machte. Domitian brachte diesen Gedanken auch zur Ausführung. Von Ems an der Lahn bis zum Taunus und über diesen hin ließ er eine Reihe Kastelle errichten. Als Verbindung zwischen ihnen wurde eine breite

Straße hergestellt, die durch Wachttürme und an manchen Stellen auch durch Pfahlzäune gedeckt war. Eines dieser Kastelle war die Saalburg, die den wichtigen Weg über die tiefste Gebirgssattelung des Taunus zu sichern hatte.

2. Wenn wir vom heutigen Homburg v. d. H. aus eine Stunde nordwärts wandern, so treffen wir im dichten Walde die vom Main zur Saalburg führende Römerstraße noch völlig unversehrt an. Schreiten wir auf ihr bergan, so fallen uns zur Rechten wie zur Linken zahlreiche Vertiefungen im Boden auf, die teilweise mit Waldsteinen umstellt sind; hier ist der nach römischer Sitte längs der Straße angelegte Friedhof. Die Leichen scheinen der Mehrzahl nach verbrannt worden zu sein. Was von den Gebeinen übrig blieb, wurde in einer Grube beigesetzt; Krüglein mit Wein oder andern Getränken, ein Lämpchen und eine Münze wurden beigegeben; in den Kindergräbern findet sich auch das Spielzeug, mit dem sich das Kleine bei Lebzeiten vergnügt hatte. Einen besonderen, wohlumfriedeten Begräbnisplatz hatten die Verehrer des Gottes Mithras. Sein buntbemaltes Heiligtum zeigt im Hintergrund das Reliefbild des Gottes, wie er den Stier niederstößt; es versinnbildlicht den Kampf des Lichtes mit der Finsternis. Schreitet man auf der Heerstraße weiter, so sieht man rechts und links die Grundmauern kleiner Häuser, die das sogenannte Lagerdorf bildeten. Hier wohnten ausgediente Soldaten, Händler, Wirte und Handwerker.

Etwa 40 m vor dem Kastell sind die Grundmauern eines Baues aufgedeckt worden, der sich durch einen besonders großen Hof auszeichnet. Viele Hufeisen, Ketten und Teile von Pferdegeschirr, die hier gefunden wurden, zeigen, daß wir eine Herberge vor uns haben. Hier wurden die Pferde und Maulesel eingestellt und neu beschlagen, nachdem sie die schweren Wagenzüge auf steilansteigendem Wege zur Höhe gebracht hatten. Weiter rechts liegt ein noch umfangreicheres Gebäude mit vielen Kammern und Hallen; es war das große Warenhaus, wo die Germanen Felle, Laugenseife, Frauenhaar, Gänsedaunen u. a. gegen Salz, römische Woll- und Metallwaren sowie Schmuckgegenstände umtauschten.

3. Wenden wir uns nun dem Lager selbst zu, so treffen wir zuerst auf die Doppelgräben; dahinter steigt die Umfassungsmauer auf, die einschließlich der Zinnen 5 m hoch ist. Hinter ihr läuft der etwa 2,50 m breite Wallgang, der nach dem Lagerinnern sanft abfällt. Auf ihm standen die Verteidiger, durch Zinnen und Brustwehr hinreichend gedeckt Das Kastell selbst hat die Form eines Rechtecks von 100:150 römischen Doppelschritten (1 Doppelschritt = 1,48 m). Unterbrochen wird die Umfassungsmauer durch vier Tore, die durch viereckige Türme gedeckt werden: das Doppeltor nach der Freundesseite im Süden, das nach der Feindesseite führende Tor im Norden mit einer Toröffnung und die beiden Seitentore. Die einander gegenüberliegenden Tore sind durch breite Straßen verbunden. Auf dem Schnittpunkt der letzteren erheben sich die Hauptgebäude des Lagers. Hier steht zunächst eine große Halle mit drei Zugangstüren; sie diente zu Versammlungszwecken und Waffenübungen bei ungünstiger Witterung. Von ihr aus gelangt man in einen quadratischen Hof, der von überdeckten Gängen, ähnlich den Kreuzgängen mittelalterlicher Klöster, umgeben ist. An diese Gänge schließen sich im Westen und Osten langgestreckte Bauten an; sie dienten wohl als Waffen- und Bekleidungskammern. Im Norden grenzt an den Umgang wieder ein kleiner Hof, dessen Abschluß das Lagerheiligtum bildet; hier standen die Feldzeichen der Truppenteile und die Bilder der Gottheiten und des Kaisers. Durch offene Hallen mit diesem Raum verbunden sind einige Gebäude, die als Wachtlokal und als Archiv und Schreibstube des Befehlshabers gedeutet werden. Von anderen Bauten im Lager selbst fällt gleich bei dem Vordertor das gewaltige Doppelmagazin auf. Mächtige Getreidevorräte waren hier aufgespeichert; auch fand man Fleischhaken und die Knochen von Schwein, Schaf, Rind und Hirsch. — Von den Unterkunftsräumen der Soldaten ist meist nur noch der aus gestampftem Lehm hergestellte Fußboden erhalten; über ihm erhob sich aus Fachwerk mit Lehmbewurf ein Häuschen, das mit Schindeln, Schilf oder Stroh gedeckt war. Jede dieser Hütten faßte etwa acht bis zehn Mann. Mehrere Grundmauern im Lagerinnern zeigen, daß noch weitere massive Ge-

bäude hier vorhanden waren; so das Lazarett, die Schmiede, Pferdeställe, Bureauräume und Badehäuser.

Vor dem Lager befand sich das größte Bauwerk der ganzen Anlage, die sogenannte Villa, die acht mit unterirdischer Heizung versehene Räume aufweist. Man geht wohl nicht fehl, den Bau als Offizierskasino oder Wohnung des Befehlshabers zu bezeichnen. Jedenfalls waren es vornehm ausgestattete Räume; Glasfenster und Wandmalerei, Badezimmer u. a. deuten darauf hin.

4. Geht man von der Saalburg auf dem Kamme des Gebirges weiter nach Westen oder Osten, so trifft man nach kurzem Wandern auf die Trümmer andrer Kastelle und auf den sie verbindenden Wall, der oft noch in stattlicher Höhe durch Wald und Flur dahinzieht. Das ist der Limes, jene 542 km lange Befestigungslinie, die als Steinmauer an der Donau westlich von Regensburg beginnt, bis Schwäbisch-Gmünd reicht, sich dann als Erdwall mit Graben nordwärts zieht und unterhalb Neuwied an den Rhein stößt. Gegen tausend Wachttürme und achtzig Kastelle schützten diesen Limes, der anfänglich kriegerischen Zwecken, später aber mehr als Zollgrenze diente.

5. Bis um die Mitte des III. Jahrhunderts mag die Saalburg mit ihren Nachbarfesten bestanden haben. Da schleuderten die in immer neuen Scharen vordringenden Alemannen und Franken die Brandfackel in die eroberten Kastelle. Auch die Saalburg sank in Schutt und Asche. Noch ehe das IV. Jahrhundert anbrach, deckten Gestrüpp und junger Baumwuchs die Trümmer der Römerfeste. Sie blieb versunken und vergessen, bis um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts die ersten Ausgrabungen vorgenommen wurden. Die schön behauenen Quadern boten zeitweilig den Bewohnern der nahegelegenen Ortschaften, vornehmlich Homburgs, willkommenes Baumaterial. Hundert Jahre später wurden die wichtigsten Baulichkeiten der ganzen Anlage ausgegraben, die von da an häufig von Fremden besucht wurde. Kaiser Wilhelm I. kam oft zur Saalburg, ebenso der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der mit seinen Söhnen wiederholt den Ausgrabungen beiwohnte.

6. Die gemachten Funde sind so zahlreich, daß sie ein ganzes Museum mit mehr als 10000 Nummern füllen. Sie sind deshalb so wertvoll, weil sie ein deutliches und abgeschlossenes Bild von dem Leben in einem römischen Grenzkastell, zugleich aber auch von der gewaltigen kolonisatorischen Tätigkeit des Römervolkes geben. Alle diese Kastelle und Ansiedelungen an der Grenze des römischen Reiches sind wichtige Pflanzstätten für die Kultur der unterworfenen und anwohnenden Völker geworden. Jede Art von Handwerk wurde auf eine höhere Stufe der Entwicklung gebracht; es sei nur an die Töpferei, die Tischlerei, die Schmiedekunst erinnert. Die Verwendung des Steins zu kunstvollen Bauten ist römisches Erbe. Aus den römischen Lagerorten sind germanische Städte geworden — man denke an Mainz, Xanten, Frankfurt, Wiesbaden, Köln, Straßburg.

7. Hoch auf dem Taunuskamm, von dem einst der römische Adler siegesstolz hinunter ins Germanenland schaute, hat Kaiser Wilhelm II. den Römerbau wieder aufrichten lassen. Er selbst hat den Grundstein gelegt mit den bedeutungsvollen Worten: „So weihe ich diesen Stein mit dem ersten Schlage der Erinnerung an Kaiser Friedrich III., mit dem zweiten Schlage der deutschen Jugend, den heranwachsenden Geschlechtern, die hier in dem neu erstehenden Museum lernen mögen, was ein Weltreich bedeutet, und zum dritten der Zukunft unsres deutschen Vaterlandes, dem es beschieden sein möge, in künftigen Zeiten durch die einheitliche Zusammenwirkung der Fürsten und Völker, von ihren Heeren und Bürgern, so gewaltig, so fest geeint und so maßgebend zu sein, wie es einst das römische Weltreich war, damit es von uns in Zukunft heißen möge, wie in der alten Zeit: Civis Romanus sum, so nunmehr: Ich bin ein deutscher Bürger!“